



Die Taktik des Rauchens

Internationale Konferenz zum 60. Todestag von Emanuel Lasker

Ob jemand eine Zigarette für ihn hätte, fragte der knapp Neunzigjährige Andre Lilienthal, der sich aus Budapest aufgemacht hatte, um in Potsdam über sein großes Vorbild Emanuel Lasker zu erzählen. Mit Stolz berichtet er, daß er als junger Mann in den 1930er Jahren gegen Lasker Schach hatte spielen dürfen, er war damals 24 Jahre alt. Und nachdem Lilienthal einige Züge an der Zigarette genommen hatte, widmete er sich den berühmten Zügen Laskers auf den 64 Feldern des Schachbretts. Aber auch hier spielte der blaue Dunst eine wichtige Rolle, denn, so Lilienthal, habe Lasker es häufig verstanden, seine Gegner nicht nur mit den richtigen Zügen der Schachfiguren, sondern auch mit den Rauchschwaden seiner dicken Zigarren schachmatt zu setzen.

Emanuel Lasker, 1868 in Berlinchen, im heutigen polnischen Barlinek geboren, war 27 Jahre lang ungeschlagener Schachweltmeister (1894–1921), der einzige übrigens, den Deutschland je hervorgebracht hat. Neben Albert Einstein war er seinerzeit der bekannteste lebende Deutsche in der Welt. Seine Person zeichnet jedoch viel mehr aus als die leidenschaftliche Passion des Schachspiels und die grandiose Perfektion, die er darin entwickelte. Er promovierte 1900 in Mathematik, schrieb mehrere philosophische Abhandlungen, betätigte sich als Herausgeber von Schachzeitschriften, verfaßte Sachbücher aber auch literarische Werke. Darüber hinaus war Lasker ein politischer Mensch. Jedoch weniger aufgrund seines politischen Bekenntnisses, sondern vielmehr weil er Jude war, muß-

te er vor den Nazis fliehen. Daß er 1935 die Sowjetunion als Exil wählte, hatte nicht unbedingt ideologische Gründe, sondern ging auf die Hochachtung zurück, die ihm dort entgegengebracht wurde. Als zwei Jahre später die stalinistischen „Säuberungen“ begannen, ging er in die USA, wo er am 11. Januar 1941 starb.



Lilienthal - Lasker

Um die vielfältigen Facetten des Kosmopoliten und akademischen Außenseiters aufzuzeigen, veranstaltete das Moses Mendelssohn Zentrum gemeinsam mit dem Wilhelm Fraenger Institut vom 11. bis 14. Januar 2001 eine Internationale Konferenz aus Anlaß seines 60. Todestages. Das Auditorium von mehr als 200 Teilnehmern wurde mit den neuesten Forschungsergebnissen über Lasker vertraut gemacht.

Auch wenn seine Zeitgenossen ihn vor allem als Schachweltmeister ehrten, verstand Lasker sich ebenso als Philosoph. Der Historiker Dr. Ulrich Sieg verwies diesbezüglich auf den Wert der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Lasker, der trotz seiner beachtlichen Erkenntnisse als Denker gänzlich in Vergessenheit geriet. Und dies, obwohl sein Primärzerlegungssatz inzwischen Standardpaukstoff für Mathematikstudenten sei. Auch Laskers „Kampfesphilosophie“, in der spieltheoretische und biologische Fragestellungen miteinander verknüpft werden, zeichnen sich im Computerzeitalter durch beachtliche Aktualität aus. Abgesehen davon zeigte die Konferenz, dass jedoch auch Schachgeschichte ein

Fortsetzung auf Seite 4

EDITORIAL

An der Universität Potsdam wird zum 1. April 2001 das Graduiertenkolleg „Makom: Ort und Orte im Judentum“ eingerichtet. Das Kolleg wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem Land Brandenburg gefördert, Sprecher ist Professor Julius H. Schoeps. „Makom“ ist das erste eigene Graduiertenkolleg der Universität Potsdam und das einzige im Bereich der Jüdischen Studien in der Bundesrepublik Deutschland.

Neunzehn junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler werden zunächst für zwei Jahre im Rahmen des Kollegs ihre Dissertationen (bzw. eine Habilitationsschrift) verfassen, neun von ihnen werden durch Stipendien des Kollegs gefördert. Mit einem Team von acht Professoren werden sie ein Forschungs- und Studienprogramm absolvieren, in dessen Rahmen Kolloquien, Ringvorlesungen, Konferenzen und Vorträge von Gastwissenschaftlern stattfinden sollen – in einem produktiven Arbeitszusammenhang.

Das Kolleg ist interdisziplinär angelegt. Beteiligt sind die Religionswissenschaft, Neuere Geschichte und Europäische Kulturgeschichte, Pädagogik, Soziologie und Literaturwissenschaft. Die von den Stipendiaten bearbeiteten Projekte reichen von der Analyse interethnischer Kontakte („Griechen und Juden in Odessa im 19. Jahrhundert“) über die Funktion des kulturellen Gedächtnisses in Exil-Gemeinden (am Beispiel von New York, Tel-Aviv und Vilnius) bis hin zu einem ganz besonderen Vorhaben: die Kubanerin Yasmin Boffill rekonstruiert im Auftrag des dortigen Stadthistorikers das jüdische Viertel von La Habana in der „Calle Acosta“.

Die Kolloquien finden alle 14 Tage im Moses Mendelssohn Zentrums statt.

Joachim Schlör

Landespräventionsrat Brandenburg – Offensiv für Sicherheit

Im März des vergangenen Jahres ist die Bildung des Landespräventionsrates *Sicherheits-offensive Brandenburg* auf der Grundlage eines Vorschlages des Innenministeriums durch die Landesregierung beschlossen worden. Maßgeblich für diese Entscheidung war der besorgniserregend hohe Anteil Kinder und Jugendlicher am Gesamtaufkommen der Straftaten und das zunehmende Maß an Gewaltbereitschaft. Langfristige Erfolge gegen Gewalt und Kriminalität lassen sich alleine durch repressive Maßnahmen von Polizei und Justiz nicht erzielen. Die Ursachen von Kriminalität und die sie begünstigenden Bedingungen müssen viel stärker als bisher angegangen werden. Dies erfordert einen breiten gesellschaftlichen Konsens, staatliche, gesellschaftliche und private Initiativen müssen miteinander vernetzt werden, wenn sich Erfolge einstellen sollen. Dabei sind nicht nur Polizei und Justiz sondern auch die Schulen und Sozialeinrichtungen, Eltern und Erzieher gefordert.

Brandenburg muß dabei nicht bei Null anfangen. Es haben sich hier, beginnend seit Anfang der neunziger Jahre, eine Vielzahl kriminalpräventiver Gremien auf kommunaler Ebene gebildet, die eine erfolgreiche Arbeit leisten. Mittlerweile bestehen 84 Kommissionen kommunaler Kriminalitätsverhütung in 75 Orten, davon befassen sich 62 besonders mit dem Thema „Jugendkriminalität“.

Grundlegende Aufgaben des Landespräventionsrates sind:

- **Politikberatung**
Erarbeitung von Vorschlägen und Empfehlungen für die Landesregierung zur Verhütung von Kriminalität.
- **Praxisberatung**
Unterstützung der kommunalen Räte der Kriminalitätsverhütung bzw. das Schaffen örtlicher Organisationsstrukturen (KKV-Kommissionen sowie Sicherheits- und Ordnungspartnerschaften), um gesamtgesellschaftliche Aktivitäten zur Verhütung von Kriminalität zu initiieren und institutionalisieren.
- **Netzwerkbildung**
Zusammenführung von Personen und Institutionen aus unterschiedlichen beruflichen Bereichen und Aufgabefeldern, die zur Kriminalprävention beitragen können. Vernetzung der Präventionsprojekte und -maßnahmen und Schaffung von Synergien. Mobilisierung der Mitverantwortung gesellschaftlicher Gruppen und Institutionen. Kooperation mit öffentlichen und privaten Einrichtungen sowie anderen gesellschaftlichen Verantwortungsträgern.

- **Idee- und Impulsgebung**
Entwicklung, Unterstützung und Durchführung von Präventionsmaßnahmen und -projekten sowie präventiven Programmen. Beteiligung an nationalen und europäischen Projekten.
- **Information und Publikation**
Beratung, Information und Fortbildung auf regionaler und kommunaler Ebene. Erarbeitung und Veröffentlichung von Publikationen zur Kriminalprävention. Informations- und Erfahrungsaustausch auf regionaler-, kommunaler- und Landesebene.
- **Forschung und Fortbildung**
Erforschung von Kriminalitätsursachen und kriminologische Fortbildung (z.B. über jugendliche Intensiv- und Gewalttäter, jugendliche Gruppierungen, Gewalt an Schulen, häusliche Gewalt, frühe Delinquenzprävention, Einfluß von Wohnung und Wohnumfeld auf Kriminalitätsentwicklungen, Werthaltungen etc.). Sachstandserhebung, Schwachstellenanalyse, „Best-Practice-Erfassung“ und Evaluierung.

Mitglied im Landespräventionsrat können staatliche und nichtstaatliche Institutionen, Einrichtungen, Organisationen, Verbände und Vereine werden, die eine fachliche Zuständigkeit oder Möglichkeiten der Beeinflussung der Entstehungsbedingungen von Kriminalität bzw. für deren Verhütung in Brandenburg haben. Die Mitgliedschaft ist freiwillig und begründet sich durch die Mitarbeit im Plenum bzw. in den Arbeitsgruppen. Es gibt vier Arbeitsgruppen, die sich mit den Themen: Jugendkriminalität und -gewalt, Drogen, Kommunale Netzwerke und Opferschutz bzw. -hilfe befassen.

Der Vorstand des Landespräventionsrates (Mitglieder: Justizminister Prof. Dr. Schelter, Bildungsminister Reiche, Sozialminister Ziel, Vorsitzender: Innenminister Schönbohm) hat auf seiner 4. Sitzung am 13. März 2001 das zwischen allen beteiligten Ressorts einvernehmlich abgestimmte Handlungskonzept beschlossen. Mit der Zustimmung des Haushalts- und Finanzausschusses des Landtages stehen für das Jahr 2001 rund 500.000 Mark zur Verfügung. Das Handlungskonzept umfaßt insgesamt 26 Projekte und Maßnahmen. Mittel des Bundes zur Kofinanzierung werden ebenfalls eingesetzt. Die zusätzlich beantragten Mittel werden sich auf etwa 300.000 bis 400.000 Mark belaufen. Vom bundesweiten „Bündnis für Demokratie und Toleranz – Gegen Extremismus und Gewalt“ wurde bereits die Absicht zur Mitwirkung und finanziellen Beteiligung erklärt.

Aus dem Aktionsprogramm besonders hervorzuheben ist unter anderem, in Zusammenarbeit mit der Universität Potsdam, eine landesweite Bestandsaufnahme zur derzeitigen Kriminalitätsprävention, Gewalt und Fremdenfeindlichkeit. Hinzu kommt ein Weiterbildungsprojekt der Fachhochschule Potsdam im Landkreis Uckermark zum Themenfeld Konfliktmanagement. An ihm werden Polizeibeamte, Lehrer und Sozialarbeiter teilnehmen. Zusammen mit dem Göttinger Institut für berufliche Bildung und Weiterbildung, dem Sozialpädagogischen Fortbildungswerk Brandenburg, dem Pädagogischen Landesinstitut Brandenburg und der brandenburgischen Polizeifachhochschule wird der Fernlehrgang „Konzepte der Gewaltprävention“ angeboten. Ebenfalls geplant ist die Verleihung des Landespräventionspreises „Gemeinsam Eigentum achten“. Darüber hinaus wurden Programme zu den Themen Drogen und sexuelle Gewalt beschlossen. Auch wird es in diesem Jahr wieder ein Landespräventionsfestival geben.

Im vergangenen Jahr wurden das erste Brandenburgische Präventionsfestival in Cottbus mit rund 13.000 Jugendlichen, sowie der „Tag der Zivilcourage“ in Wittenberge durchgeführt. Der besondere Wert der Dokumentation „Geschändete jüdische Friedhöfe in Deutschland 1945–1999“, einer Publikation des Moses Mendelsohn Zentrums, die mit Unterstützung des Landespräventionsrates herausgegeben wurde, liegt zum einen in dem umfangreichen Überblick, kategorisiert nach Datum, Ort, Art der Schändung, Täter und Quelle, zum anderen in der von dieser Dokumentation ausgehenden Mahnung. Rechtsextremistisch, fremdenfeindlich und antisemitisch motivierte Gewaltstraftaten werden zu einem großen Teil von Jugendlichen und Jungerwachsenen aus Gruppen heraus begangen. Sie verdienen besondere Aufmerksamkeit, weil sich hier vorhandene Gewaltbereitschaft häufig mit diffuser rechtsextremistischer Orientierung und teilweise dumpfen Ausländerhass gefährlich verbindet. Die Dokumentation dient der erforderlichen Sensibilisierung, verdeutlicht den gesamtgesellschaftlichen Handlungsbedarf und die besondere Beachtung, die gegenüber diesem Deliktsbereich geboten ist. In dieser Hinsicht ist die Mitarbeit des MMZ im Beirat des Landespräventionsrates besonders wertvoll

*Roger Höppner
Innenministerium Brandenburg*

Bekehrungseifer, Judenangst und Handelsinteresse.

Amsterdam, Hamburg und London als Ziele sefardischer Migration im 17. Jahrhundert

Am 9. Dezember 1603 erhielt der Rat der Stadt Hamburg eine Eingabe von der dortigen Bürgerschaft, in der diese mitteilte, „daß ohne Unterschied viele Portugiesen sich hier einbringen, hier wohnen, frey handeln und handtieren, darunter rechte Juden, die aus Portugal und andern Orten vertrieben sein sollen“, und forderte, daß man von den portugiesischen Kaufleuten eine Sonderabgabe verlangen und die Juden unter ihnen ausweisen solle. Etwa um dieselbe Zeit entdeckten auch die Obrigkeiten in Amsterdam, daß die spanischen und portugiesischen Kaufleute, die sich seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in der Stadt angesiedelt hatten, in ihrer Mehrheit keine Katholiken, sondern Juden waren. Ein halbes Jahrhundert später, 1655, sah sich Oliver Cromwell mit einer Petition von Menasse ben Israel, dem *chacham* der inzwischen etablierten Amsterdamer sefardischen Gemeinde konfrontiert, in der dieser darum bat, Juden offiziell den Aufenthalt in England zu gestatten. Im darauffolgenden Jahr gab sich in London eine kleine Gruppe spanischer und portugiesischer Kaufleute in einer Petition an Cromwell als Juden zu erkennen und bat ihn, ihnen die Abhaltung von jüdischen Gottesdiensten in ihren Privathäusern zu gestatten.

Bei diesen Zuwanderern, die sich seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in Amsterdam, Hamburg und London niederließen, handelte es sich um Nachkommen der Juden, die seit dem Ende des 14. Jahrhunderts in Spanien und Portugal in großer Zahl entweder zur Taufe gezwungen oder auch mehr oder weniger freiwillig zum Christentum übergetreten waren. Sie hatten mehrere Generationen lang, zumindest nach außen hin, als Katholiken auf der Iberischen Halbinsel gelebt. Von der Inqui-



Hiltrud Wallenborn: 1967 in Bonn geboren, Studium der Geschichte und der Klassischen Philologie in Bonn. 1993 Staatsexamen, 1994–1997 wiss. Hilfskraft an der Universität Potsdam, seit 1997 wiss. Mitarbeiterin am MMZ. Arbeitsschwerpunkte u.a. Europäische jüdische Geschichte und Sefardische Juden. Seit 1994 Doktorandin an der Universität Potsdam.

sition bedroht und durch die Gesetze über die „limpieza de sangre“ (Reinheit des Blutes) in ihrer beruflichen Entfaltung behindert und sozial ausgegrenzt, hatten viele von ihnen eine, wenn auch häufig vage, Erinnerung an ihr jüdisches Erbe bewahrt. Als sie sich in Amsterdam, Hamburg und London niederließen, kamen sie in protestantische Städte, in denen seit Jahrhunderten keine Juden gelebt hatten. Was sie sich von ihrer Ansiedlung in diesen Städten erhofften, war wirtschaftlicher Erfolg als Kaufleute in den aufstrebenden Hafenstädten Nordwesteuropas, Freiheit von der Bedrohung durch die Inquisition und sozialer Ausgrenzung sowie die Möglichkeit, offen als Juden leben zu können.

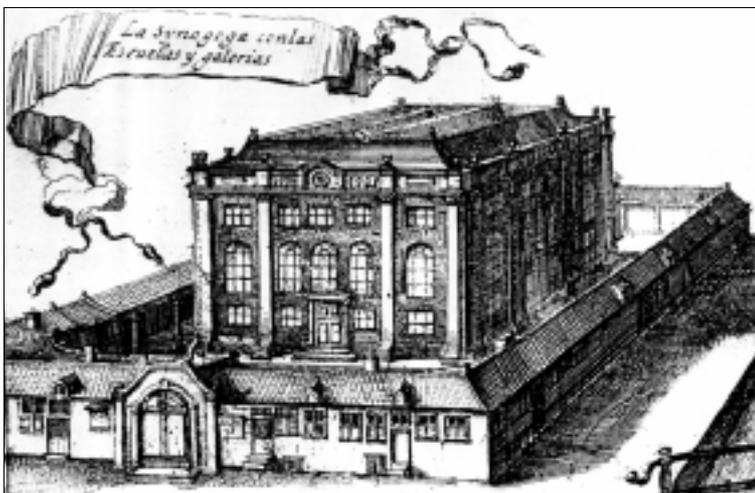
Die Entdeckung, daß die spanischen und portugiesischen Kaufleute, die sich in Amsterdam, Hamburg und London niedergelassen hatten und deren Anwesenheit unter dem Gesichtspunkt der Förderung des Handels durchaus erwünscht war, die Absicht hegten, hier als Juden zu leben, löste in allen drei Städten eine intensive Diskussion über die Frage aus, ob eine christliche Obrigkeit mit gutem Gewissen Juden in ihrer Stadt dulden könne und, wenn ja, unter welchen Bedingungen dies zu geschehen habe. In allen drei Städten war das Ergebnis

dam, Hamburg und London sefardische Gemeinden, die noch im 17. Jahrhundert eine wirtschaftliche und kulturelle Blütezeit erlebten, die in Hamburg allerdings nur von sehr kurzer Dauer war.

Die Analyse der „Tolerierungsdebatten“ bildet den Ausgangspunkt für eine vergleichende Untersuchung der Geschichte dieser Gemeinden im 17. Jahrhundert und ihrer Beziehungen zu der jeweiligen christlichen Umgebungsgesellschaft. Welche Argumente für oder gegen eine Tolerierung von Juden wurden in den einzelnen Debatten vorgebracht? Welches Judenbild und welche Vorstellungen vom Zusammenleben von Christen und Juden implizierten diese Argumente? Welches Ergebnis hatten die jeweiligen Debatten? Welche judenrechtlichen Regelungen wurden getroffen und wie lasen sich diese zu den in den Tolerierungsdebatten geäußerten Vorstellungen in Beziehung setzen? Und schließlich: Wie konnten die Zuwanderer ihre Hoffnungen auf wirtschaftlichen Erfolg, religiöse Freiheit und soziale Akzeptanz unter den jeweils gegebenen Bedingungen verwirklichen? Die Antworten auf diese Fragen geben einen Hinweis darauf, welche Faktoren im Kontext des protestantischen Europa des 17. Jahrhunderts zu einer gegläuckten Koexistenz von Juden und Christen beitrugen und welche diese verhinderten.

Hiltrud Wallenborn

Fortsetzung von Seite 1



Der Neubau der portugiesischen Synagoge Talmud Tora an der Houtgracht in Amsterdam, 1675. Kupferstich von Romeyn de Hooghe.

nicht unwichtiger Teil der Kulturgeschichte ist. Kaum ein Referent, der nicht seine Begeisterung für das königliche Spiel gestand. So war es denn auch ein besonderer Höhepunkt der Konferenz, als an einem Abend ein Schachturnier stattfand, auf dem die Schachgroßmeister Viktor Kortschnoj, Robert Hübner und Raj Tischbierek simultan gegen die Konferenzteilnehmer spielten und Prominente aus Politik und Kultur – beispielweise der Bundesinnenminister Otto Schily gegen den Tatort-Kommissar Palue alias Jochen Senf – gegeneinander antraten. Dabei rauchte allerdings nirgendwo eine dicke Havana, sondern einzig die Köpfe der Hobby-Schachspieler, die versuchten, es Lasker gleichzutun.

dieser Diskussionen die mehr oder weniger offizielle Tolerierung der Juden, die nun daran gehen konnten, feste Gemeindestrukturen zu etablieren. So entstanden in Amster-

Helen Thein, Elke-Vera Kotowski

„Juden in Berlin“

Die Berliner-jüdische Geschichte von ihren Anfängen bis zur Gegenwart

Zugegeben – auf den ersten Blick scheint der Titel wenig originell. Spätestens seit Jüdisches „in“ ist, seit jüdische Geschichte geradezu archäologisch ausgegraben wird, gibt es keine Stadt, kein Städtchen, keinen Stadtbezirk, ohne ein „Juden in ...“. Nun also: Juden in Berlin.

Bereits 1988 erschien eine Publikation unter diesem Titel (und in exakt dem gleichen Format). Dieses war ein Lesebuch, eine Quellensammlung mit Texten von 1671, dem sogenannten Gründungsjahr der Jüdischen Gemeinde, bis zum Jahr 1945, spärlich illustriert, mit knappen Einleitungstexten zu den jeweiligen Kapiteln.

Das vorliegende Werk ist das genaue Gegenteil davon – und dennoch, oder gerade deswegen eine kongeniale Ergänzung. Der zeitliche Rahmen ist erfreulicherweise weiter gefaßt – er reicht vom Mittelalter bis in unsere Tage –, und ist in sechs Beiträgen sinnvoll gegliedert: Claudia-Ann Flumenbaum beschreibt die wechselvolle „Vor- und Frühgeschichte“ jüdischen Lebens bis 1789 und Chana C. Schütz „Die Kaiserzeit“.

Julius H. Schoeps („der Anpassungsprozeß“) schildert die spannenden Entwicklungen der Jahre 1790 bis 1870, die oft unter dem Schlagwort „Emanzipation“ abgehandelt werden. Schoeps' Darstellung ist keine einfache Chronologie, es gelingt ihm vielmehr, die vielfältigen Facetten dieser Epoche zu zeigen. Natürlich kann dies im Rahmen einer Gesamtdarstellung nur umrißartig geschehen, dennoch scheint mir, daß nichts vergessen wurde. Dabei geht der Blick gleichermaßen nach innen (so in dem Kampf um Reformen im Gottesdienst) als auch nach außen: die jüdischen Salons, der wirtschaftliche Aufstieg und die Rolle der Juden in der Märzrevol-

ution von 1848. Das Bildmaterial (und das gilt für das ganze Buch) ist sorgfältig ausgewählt: Bekanntes, das der Leser wiedererkennt, steht neben Neuem, das es zu entdecken gilt.

Die Darstellung der „Weimarer Jahre“ von Michael Brenner unterscheidet sich erfreulich vom bekannten Schema, welches nur das

assimilierte jüdische Bürgertum im neuen Westen und das romantisierte Ostjudentum im Scheunenviertel kennt (sowie die Auflistung von Persönlichkeiten wie Reinhardt, Liebermann, Einstein) Brenner zeigt, daß jüdisches Leben im Berlin der Zwanziger Jahre vielfältiger war und gibt uns eine Ahnung von der Bedeutung Berlins als „Transitstadt“. Er nennt die jüdischen Literaten, Maler, Wissenschaftler, die Berlin kurzzeitig zum Zentrum der Hebräischen und Jiddischen Kultur machten. Spätestens hier zeigt sich auch, daß das Buch garnicht anders heißen kann, als „Juden IN Berlin“ ...

Den Niedergang – Ausgrenzung, Entrechtung, Verfolgung, Ermordung – beschreibt Hermann Simon. Und auch er weicht von den üblichen, gutgemeinten Arbeiten ab: Der Blick wird nicht von Außen angelegt und keine Analyse des nationalsozialistischen Un-

rechtssystems betrieben, deren Darstellungen leider bis heute im Buchhandel unter „Judaica“ zu finden sind und nicht etwa unter „Germanica“. Vielmehr konzentriert sich Simon auf die Ansicht von Innen, auf Selbsthilfe, Selbstschutz und Selbstbehauptung im Untergang.

Das Schlußkapitel („Von 1945 bis zur Gegenwart“) schrieb der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Andreas Nachama. Hier scheint es, als habe der Historiker dem Gemeindevorsitzenden seinen Tribut zollen müssen; viele (bunte) Bilder lassen eher an eine Chronik der Jüdischen Gemeinde denken, denn an eine dem Titel verpflichtete Darstellung. Gerade seit den 90er Jahren gibt es in der Hauptstadt, bedingt durch die Zuwanderung von Juden aus Osteuropa, ein Wiederaufblühen jüdischen Lebens. Aber das findet zum großen Teil außerhalb der Gemeindegemeinschaften statt.

Nicht die Jüdischen Kulturtage und nicht der Shtetl-Pop in den Hackeschen Höfen, sondern eine Emigrantenkultur, die sich ihre Orte schafft.

Es bleibt zu ergänzen, daß dieses Buch nicht nur reich (und zum großen Teil farbig) illustriert ist, es ist auch ausgesprochen schön gestaltet, ein Bild-Text-Band, so die Herausgeber Andreas Nachama/Hermann Simon/Julius H. Schoeps, im besten Sinne. Es füllt – mehr als ein Jahrhundert nach Ludwig Geigers „Geschichte der Juden in Berlin“ – endlich eine klaffende Lücke. Viel zu selten wird heute, wie mir scheint, der Versuch einer Gesamtdarstellung unternommen. Dieser hat sich jedenfalls gelohnt.

Uri Faber



Einzug des Sportvereines Bar Kochba, Berlin, bei den Deutschen Maccabi-Meisterschaften in Hamburg, Foto 1930

Juden in Berlin. Herausgegeben von A. Nachama, J.H. Schoeps, H. Simon, Berlin (Henschelverlag) 2001 (ISBN 3-89487-336-1, DM 49,90)

Von MMA bis MMZ

Notizen – Veranstaltungen – Bücher

Im Laufe dieses Jahres wird zu der Konferenz „Homo ludens – homo politicus. Zum 60. Todestag von Emanuel Lasker“ (siehe S.1) ein Tagungsband erarbeitet, in dem alle Vorträge der Referenten enthalten sein werden. Weitere Informationen dazu sind über das MMZ bei Frau Dr. Elke-Vera Kotowski (Tel. 0331/2809412) zu erhalten.



Nach der englischen Übersetzung des Bild-Text-Bands „Theodor Herzl 1860–1904“ von Prof. Dr. Julius H. Schoeps bei Thames & Hudson London erscheint eine hebräische Übersetzung bei dem israelischen Verlag Zmora Bitan. Auf der Buchmesse in Jerusalem Anfang Mai 2001 wird der Verlag zusammen mit der Jerusalem Foundation das Buch in Anwesenheit von Regierungsvertretern vorstellen.

IMPRESSUM

Herausgeber:
Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940, Fax: 2809450
e-mail: moses@mmz.uni-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710, Fax: -606713
e-mail: mma-halberstadt@t-online.de

Redaktion:
René Schreiter

Dialog erscheint vierteljährlich

Verlag:
Union Aktuell GmbH
Ludwig-Erhard-Straße 7
D – 91052 Erlangen

Bankverbindung: Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00

Erinnern ist subjektiv, Erinnerungen sind individuelle Erfahrungen. Sprechen wir über die Zeit des Holocaust vermitteln wir – soweit dies überhaupt möglich ist -, Vorstellungen von einem zeitlichen Geschehen, das sich jedem rein rational angelegten Erklärungsversuch verschließt. Das von Benjamin Wilkomirski 1995 veröffentlichte Buch „Bruchstücke“, eine Beschreibung seiner Kindheitserlebnisse im KZ, wuchs sich zum Skandal aus, als sich herausstellte, daß alles eine Erfindung war. Der Vorgang löste eine heftige Kontroverse aus, in deren Folge die vielen anderen authentischen Zeitzeugenberichte über die Shoa diskreditiert wurden. Der Fall Wilkomirski ist kein Einzelfall. Eine vom MMZ veranstaltete Konferenz mit dem Thema „*Das Wilkomirsky-Syndrom. Eingebildete Erinnerungen, oder: Von der Sehnsucht, Opfer sein zu wollen*“ will sich mit der Problematik eingebildeter Erinnerungen oder, wie es im Untertitel heißt, mit den Sehnsüchten mancher Zeitgenossen auseinandersetzen. Anhand des Wilkomirski-Skandals beziehungsweise anderer ähnlich gelagerter Fälle werden Historiker, Literaturwissenschaftler, Soziologen, Psychologen und Publizisten versuchen, sich diesem Phänomen mit seinen Ursachen und Auswirkungen zu nähern. Die internationale Konferenz wird in der Zeit vom 23. Mai bis 25. Mai 2001 stattfinden. *Informationen über die Tagung können Sie telefonisch bei Frau Dr. Elke-Vera Kotowski oder Frau Dr. Irene Diekmann unter 0331/977-1036 erhalten.*

In der Jüdischen Verlagsanstalt Berlin erschien soeben eine Neuausgabe der Tora-Übersetzung von Moses Mendelssohn aus dem Jahr 1783, womit erstmals ein Jude eine Übertragung dieser Schrift ins Deutsche geschaffen hatte. Das Buch wurde im Auftrag des Abraham Geiger Kollegs und des MMZ herausgegeben; der Züricher Rabbiner Tovia Ben-Chorin verfaßte das Vorwort. Das Buch ist im Handel zum Preis von DM 59,90 erhältlich.



ISBN 3-934658-10-5

Veranstaltungen des

μ Moses Mendelssohn Zentrums in Potsdam

im 1. Halbjahr 2001

17. Mai 2001, 17.00 Uhr im MMZ
Prof. Chaim Horowitz, Rehovot (Israel)
„Das Hohelied und die Weltkultur“

14. Juni 2001, 17.00 Uhr im MMZ
Rabbiner Dr. Shirmon Dovid Cowen,
Melbourne (Australien)
„Jewish mysticism and German philosophy“

11. Juli 2001, 17.00 im MMZ
Prof. Dr. Albert Friedlander
„Zum Leben und Werk von Leo Baeck“

Veranstaltungen der

μ Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt

9. Mai 2001, 19.00 Uhr
VORTRAG
Emanuel Klemperer (Israel)
Israel im Wandel

14.–17. Juni 2001
KONFERENZ
Wissenschaftliche Konferenz des
„Mindener Kreises“
Das Bild des Jüdischen in den Kinder- und Jugendmedien des 20. Jahrhunderts

28. Juni–1. Juli 2001
Jahrestagung der liberalen jüdischen
Gemeinden Deutschlands

Weitere Veranstaltungen sind geplant, die genauen Termin stehen bislang nicht fest. Sie können sich bei Fragen zu den Veranstaltung an das MMZ unter der Telefunnummer 0331-2809412 und die Moses Mendelssohn Akademie unter der Nummer 03941-606710 wenden.



Von falschen Sehnsüchten Wilkomirsky und andere Verwandlungsfälle

Unter dem Titel „Das Wilkomirski-Syndrom. Eingebildete Erinnerungen, oder: von der Sehnsucht, Opfer sein zu wollen“ veranstaltete das Moses Mendelssohn Zentrum vom 23. bis 25. Mai d.J. eine Konferenz, die sich der Problematik der falschen bzw. eingebildeten Erinnerungen annahm.

Ausgehend von dem spektakulären Fall des Benjamin Wilkomirski, der sich zu einem Skandal entwickelt hatte, sollte mit dieser Tagung einem Phänomen auf die Spur gekommen werden, das es nicht erst seit Wilkomirski gibt.

Was steckt dahinter, wenn Menschen in eine andere Identität schlüpfen? Was macht es so besonders interessant, sich in die Rolle des Opfers zu begeben? Warum legen Menschen falsches Zeugnis ab, zumal in einem so sensiblen Bereich wie der Shoah und diskreditieren damit gleichzeitig die vielen anderen authentischen Zeitzeugenberichte? Gehören diese Fälle in den Bereich der Psychiatrie oder in den der Kriminalistik? Oder ist es gar ein Trend, der dem Thema Erinnerung an die Shoah immanent ist?

Die eingeladenen Historiker, Literaturwissenschaftler, Soziologen, Psychologen und Publizisten versuchten, sich diesem Phänomen mit seinen Ursachen und Auswirkungen zu nähern.

Eröffnungsdredner war Sander Gilman aus Chicago. Gilman, der sich u.a. mit Fragen über den jüdischen Körper bzw. der Rolle der Sexualität beschäftigt hat, versuchte eine

„Typologie“ der Einbildungen, der wiederum unterschiedliche Motive zugrunde lägen. Täter wurden nach dem Krieg zu Opfern, um ihrer Verantwortung zu entgehen. Andere wurden Philosemiten, heirateten Juden oder konvertierten gar, um jeglichen Antisemitismus von sich zu weisen. Schließlich gäbe es auch den „Typus“, der deshalb bewußt in die Rolle des Juden schlüpft, um als Opfer im Mittelpunkt des Interesses zu stehen und Aufmerksamkeit zu erheischen. Aber das alles trifft nach Meinung von Gilman nicht auf Wilkomirski zu. Er gehöre zu jener Gruppe, die irgendwie unbeußt dazu kommen, sich als Juden auszugeben und sich eine entsprechende Biographie zulegen.

Mit dem Historiker Stefan Mächler und dem Schriftsteller Daniel Ganzfried war es dem Zentrum gelungen, die Protagonisten der Dekuvrierung Wilkomirskis einzuladen und erstmals seit 1998 zusammen auf das Podium zu bringen. Stefan Mächler, der 1999 von der Agentur, die die Rechte an „Bruchstücke“ besitzt, den Authentizitätsanspruch

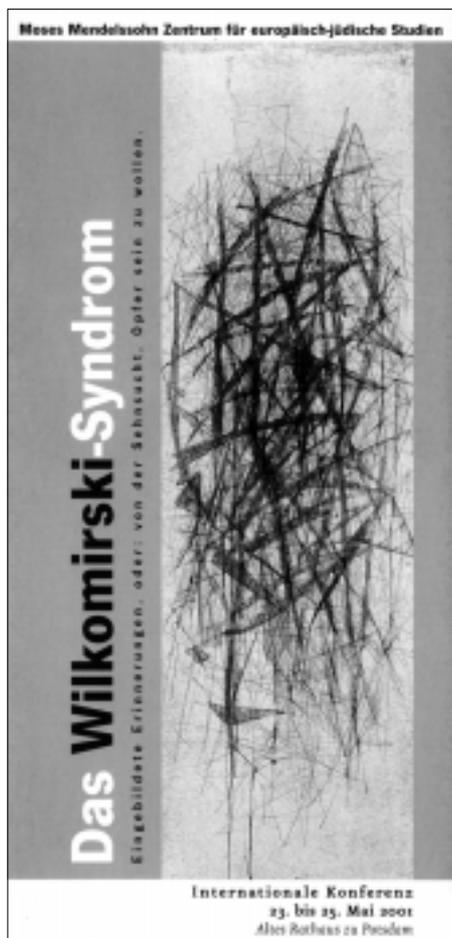
des Buches zu überprüfen“ stellte seinen Ausführungen die These voran, daß Wilkomirski das Produkt sozialer Interaktion und ohne den gesellschaftlichen Hintergrund nicht zu denken sei. Nach seiner Auffassung handelt es sich bei ihm nicht um vorsätzlichen Betrug, sondern um einen langwierigen Prozeß, in dem sich der Identitätswandel vollzog,

Nachzulesen sind die Ergebnisse der akribisch geführten Recherchen in seinem Buch „Der Fall Wilkomirski. Über die Wahrheit einer Biographie“, Zürich 2000.

Ganz anders nun bewertete Daniel Ganzfried den Fall Wilkomirski. Der sehr temperamentvolle und rhetorisch glänzende Schriftsteller war derjenige, der mit seinem Beitrag in der „Weltwoche“ vom 27.8.1998 den Stein ins Rollen gebracht hatte. Das Fazit seiner Recherchen lautete, dass Wilkomirski Auschwitz und Majdanek nur als Tourist kenne. Der Artikel schlug wie eine Bombe auf ein mit vielen Preisen und Lobpreisungen bedachtes Buch und auch auf die, die das Buch und seinen Autor begleitet hatten. So verwundert es nicht, dass die Widerstände gegen Ganzfried nicht nur erheblich waren, sondern bis zu Bedrohungen reichten. Ja, man warf ihm so niedere Beweggründe wie Neid auf den Erfolg des Autors von „Bruchstücke“ vor. Für Ganzfried ist Wilkomirski ein bewußter Lügner und „ein Lehrstück aus dem Holocaust-Zirkus“. In der höchst spannenden Diskussion zwischen Mächler und Ganzfried wurde deutlich: Obwohl beide im Endergebnis zu dem gleichen Resultat kommen, dass Wilkomirski eben seine Geschichte erfunden hat, gibt es höchst unterschiedliche Meinungen über die Ursachen und deren Bewertung. Für Ganzfried ist Mächler einfach zu milde angesichts seines Erklärungsansatzes. Lügner müssen bestraft werden. Es gehörte sehr viel Mut und Engagement dazu, einen hoch dekorierten Schwindler zu entlarven und sich gegen die Gemeinschaft derer zu behaupten, die unter allen Umständen verhindern wollten, dass die Wahrheit ans Licht kam. Ganzfried arbeitet zur Zeit an einem Buch über den Fall und seine dabei gemachten Erfahrungen. Auf das Ergebnis wird man gespannt sein dürfen.

Prof. Stoffels, Chefarzt der Abteilung Psychiatrie der Schlossparkklinik Berlin, beleuchtete das Phänomen unter der Fragestellung „Das Trauma als Faszinosum. Zur Psycho(patho)logie von Pseudo-Erinnerungen und Pseudo-Identitäten“. Er führte aus, dass das hier diskutierte Krankheitsbild der Pseudologie sich durch ständiges Geschichtenerfinden auszeichnet, das sowohl den Er-

Fortsetzung auf Seite 4



„... eine Verantwortung für den Mitmenschen“

Rabbiner Prof. Dr. Albert H. Friedlander als Fellow am MMZ

Rabbiner Prof. Dr. Friedlander aus London weilte im Sommersemester 2001 als Fellow des MMZ in Potsdam. Er unterrichtet an der Universität im Studiengang Jüdische Studien über das Werk Leo Baecks und über jüdische Identität von Moses Mendelssohn bis heute. Prof. Schoeps sprach mit ihm über seine Eindrücke

Herr Rabbiner Friedlander, Sie kommen häufiger nach Deutschland und konnten einige Erfahrungen über die Zustände an hiesigen Universitäten, über das studentische Interesse an jüdischen Themen usw. sammeln. Was ist Ihnen in Potsdam aufgefallen?

Nun, vielleicht ist doch das Augenfälligste – ohne es aber als Vorwurf zu formulieren –, daß die Studenten sehr fleißig und aufmerksam zuhören, ohne je ein Wort zu sagen. Es gefiele mir besser, wenn kontroverse Fragen kämen, oder nur gesagt würde, das verstehe ich nicht genau, oder, hier haben wir eine andere Meinung, oder, können Sie mir Hinweise geben, wie man dieses Thema weiter verfolgen kann? Aber genau das kommt eben nicht.

Wie erklären Sie sich das?

Ich erkläre es u.a. damit, daß die Studenten heutzutage unter einem starken Zeitdruck leben. Sie müssen ihre Scheine erreichen, sich auf eine Arbeit außerhalb universitärer Bereiche vorbereiten und so bleibt weniger Zeit

für das Interessanteste, das Intellektuelle. Sie wollen etwas „Handfestes“ bekommen, das sie irgendwie nutzen können.

Worauf führen Sie das große Interesse seitens unserer Studenten für jüdische Themen zurück?

Zum Teil ist dies der Vergangenheit geschuldet. Sie ist nicht überwunden, sie wird mit sich herumgetragen. Die jungen Leute reden sicherlich nicht so sehr mit Eltern oder Großeltern über dieses Thema, aber sie sind sich doch bewußt, daß einst etwas da war, was jetzt fehlt. Warum?, so werden sie fragen. Und genau in diesem Augenblick, wenn wir über eine jüdische Thematik sprechen, beispielsweise über Reich-Ranicki und die „Juden als Ruhestörer“ innerhalb der deutschen Literatur oder dergleichen, da werden sie aufmerksam ...

Wir haben heute den Eindruck, daß im kollektiven deutschen Bewußtsein fast krankhafte Verformungen auftreten – denken wir nur an die letzte Tagung des MMZ über das „Wilkomirski-Syndrom“. Da wurden Fälle behandelt, in denen Nicht-Juden versuchten, in die Rolle des Juden zu schlüpfen. Ist das etwas Anormales, oder ist das die Konsequenz des schlechten Gewissens?

Einerseits ist es für jeden leichter, sich in die

Rolle des Opfers als in die des Täters zu begeben. Auf der anderen Seite – außerhalb ebenso wie innerhalb Deutschlands – betrachtet man sich noch immer im gewissen Sinne als Täter, jedoch nicht im Verständnis als Schuldiger, sondern eher als Verantwortlicher für diejenigen, die noch unter dem Druck dieser Vergangenheit leben ...

Daß man sich nun mit den Opfern identifiziert, scheint doch etwas Neues zu sein. Früher identifizierte man sich immer mit den Fürsten, den Generälen – also den starken Männern. Ist hier nicht etwas Merkwürdiges passiert?

Es ist in der Tat merkwürdig, und ich glaube, wir brauchen Analytiker, die dieses Phänomen untersuchen und die Frage stellen, weshalb



sich gerade in dieser Zeit die Aufmerksamkeit stärker auf die Schwächeren richtet. Man würde gerne glauben, daß es ein größeres Mitleid in der Gesellschaft gibt, aber das bezweifle ich. Vielleicht ist etwas davon da, vielleicht sieht man auch weit mehr da, wo sich das Denken des Staates, des Landes, einer Gruppe mehr von der Gewalt abwenden will, daß man dort dann in diese Situation hineinkommt, wo man die Leidenden mehr betrachtet, wo man ein Mitgefühl hat – Sölle hat das in ihrem Werk „Leiden“ treffend beschrieben – eben, daß hier auch eine Verantwortung für den Mitmenschen aufkommt. Und ich würde gern glauben, daß etwas davon innerhalb des Gedankens Deutschlands besteht. Irgendwie will man auf eine neue Ebene der Verantwortung kommen, und diese Verantwortung schließt den Schwächeren mit ein.

Kommen wir zu einem anderen Thema: die Gründung des Abraham Geiger-Kollegs, das von der „Union progressiver Juden“ und der „World Union“ getragen wird. Was halten Sie von der Idee, eine Rabbinerausbildung in Potsdam anzugehen?

Mir gefällt diese Idee. Ich bin der Meinung, daß Rabbiner nicht aus Israel, aus den USA oder aus England importiert werden sollten.

Obgleich wir das am Leo-Baeck-College ganz gut praktiziert haben und es ja Rabbiner in Deutschland gibt, die wir ausgebildet haben. Aber ich glaube, die Verantwortung liegt jetzt bei den Juden, die in Deutschland leben.

Es sollte ja auch eine deutschsprachige Ausbildung sein ...

Richtig. Das muß auch sein, besonders in einer Zeit, in der sich ein neues liberales Judentum gegen alle Schwierigkeiten, die ihm in den Weg gestellt werden, in Deutschland zu emanzipieren versucht. Um diesen Prozeß zu unterstützen brauchen wir in Deutschland ausgebildete Rabbiner. Ich selbst komme ja auch von hier.

Ich möchte in diesem Zusammenhang eine abschließende Frage stellen: Haben Sie persönlich den Eindruck, daß sich das Konzept eines liberalen Judentums durchsetzen wird? Oder ist momentan nicht sogar das Gegenteil zu spüren: Ein Trend zurück zum gesetzes-treuen Judentum, zu einer gewissen Orthodoxie. Wahrscheinlich ist es eher ein orthopraxes Verhalten, aber empfinden Sie nicht auch, daß diese Tendenz in den jüdischen Gemeinden Deutschlands spürbar ist? Sicher ist dies spürbar. Eine jede Gemeinde, die sich als Einheitsgemeinde versteht, wird durch sich entwickelnde liberale Tendenzen

gezwungen, von der rechten Seite ein bißchen zur linken Seite oder wenigstens in die Mitte zu rücken. Und damit hätten wir, selbst falls wir verlieren sollten, doch einen Einfluß auf das neue Denken innerhalb des Judentums. Und ich gestehe auch, daß ich für die nächste Generation der russischen Juden, die dann deutsche Juden sein werden, nicht einsehen kann, daß man sie einfach zum orthopraxen Glauben zwingen will. Gerade seitens der russischen Juden kommt doch neues Gedanken-gut auf, das sich besonders im Liberalismus zu Hause fühlt. Obgleich man in der heutigen Zeit als Jude durchaus von einer relativen Sicherheit ausgehen kann, ist man viel lieber ganz orthodox, ich hätte fast gesagt, schwarz-orthodox – im Sinne eines Begriffs, nicht als eine Anklage. Aber genau dieses würde in sich Schwierigkeiten und Schwächen bergen, wenn man sich wiederum von dem Rest des Landes abschließt, man erneut in unsichtbare Getto-mauern eintritt. Genau hier erfüllt der Liberalismus einen wichtigen Zweck. Und ich glaube auch, wenn wir im Abraham Geiger-Kolleg oder von anderen derartigen Stätten liberale Rabbiner bekommen, werden sie sich auch durchsetzen.

Ich danke Ihnen herzlich für das Gespräch.

Berend Lehmann, die Levitenkanne und das Lamm

Berend Lehmann (1661–1730) begleitete bis in den Tod hinein das Symbol der Levitenkanne. Allerdings zeichnete sich „seine“ Levitenkanne durch ein spezifisches Attribut aus: Ein Lamm stützt sich mit den Vorderläufen auf den Rand der Kanne bzw. trinkt aus ihr. Zum ersten Mal findet sich das Emblem auf dem Titel des „Babylonischen Talmud“, den Berend Lehmann 1696 herausgegeben und als Mäzen finanziert hatte. Der reich gestaltete Kupferstich wird der Kanne mit dem Lamm gekrönt. Eine vollständige, gut erhaltene Ausgabe dieses aus zwölf Folioabänden bestehenden Talmuds befindet sich in der Hebraicaabteilung der Staatsbi-

bliothek Göttingen, die sie dem Berend Lehmann Museum als Leihgabe zur Verfügung stellen wird.

Als um 1700 die Klaussynagoge in Halberstadt als eine Stiftung Lehmanns entstand, ließ er in seiner Blankenburger Eisengießerei eine Ofenplatte gießen, die neben dem Emblem eine Inschrift trägt, die ihn und seine Frau als Wohltäter ausweist. Die Ofenplatte wurde in den Kachelofen der Bibliothek der Klaussynagoge installiert. In den fünfziger Jahren kam die Ofenplatte bei Umbauarbeiten abhanden. Einen Toravorhang, den Berend Lehmann 1712 zur Einweihung der von ihm finanzierten Gemeindegemeinschaft stiftete, schmückt die Kanne mit dem Lamm in aufwendiger Stickerei. Dieser Vorhang befindet sich im Bestand des Jüdischen Museums Prag



Frontispiz der Lehmannschen Talmud-Ausgabe

und wird ebenfalls als Leihgabe im Berend Lehmann Museum zu sehen sein.

Auf dem Halberstädter jüdischen Friedhof Am Berge findet sich der Grabstein Lehmanns und auch ihn schmückt unter der Torakrone das Emblem. Allerdings werden hier

Lamm und Kanne von zwei vollplastisch ausgearbeiteten Bären dominiert. Sie erinnern daran, daß Berend Lehmann auf eigene Verantwortung den Bären eines preussischen Generals erschießen ließ, weil dieser ihn zum Vergnügen frei herumlaufen ließ und die Bevölkerung in Angst und Schrecken versetzt wurde.

Eine merkwürdige Variante findet sich in einer im frühen 18. Jahrhundert in Halberstadt entstandenen reich illustrierten Handschrift über den Kalender, einem Sefer Evronot. Von ungenauer Hand nachge-

zeichnet finden sich Kanne und Lamm auf einer Seite, die ein kunstvoll ausgeführter Bär durchschreitet.

Jutta Dick

Veranstaltungen der **MM** Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt

13.–16.09.2001

REISESEMINAR in der Landeszentrale für politische Bildung
„Jüdisches Sachsen-Anhalt“

30.09.–02.10.2001

VORTRAG in der Landeszentrale für politische Bildung
„Der Weg ins Zentrum. Eine Reise ins jüdische Berlin“

21.10.–30.10.2001

VORTRAG in der Landeszentrale für politische Bildung
„Israelreise: Einflüsse deutsch-jüdischer Architekten auf die Architektur und Stadtplanung in Israel“

26./27.10.2001

VORTRAG in der Landeszentrale für politische Bildung
„Toleranz: Duldung oder Akzeptanz“

08.11.2001

FOTOAUSSTELLUNG
Dirk Vogel: Jüdische Porträts

07.–09.12.2001

Evangelische Akademie Berlin/Bundeszentrale für politische Bildung
„Moses Mendelssohns Auseinandersetzung mit der christlichen Leitkultur“

13.12.2001

VORTRAG in der KVHS Halberstadt
Der jüdische Lebenskreis: Die Ehe

Sommerkunstaktion

Eine gemeinsame Sommerkunstaktion starteten am 14. Juni die Moses Mendelssohn Akademie, der Kunsthof und das Gleimhaus. An vier historisch für die Stadtgeschichte bedeutenden Orten zeigen drei Künstlerinnen ihre Arbeiten. Die Verknüpfung dieser drei Orte durch die Kunstaktion will die zerstörten Kraftfelder, die zwischen diesen Orten bestanden und die seit dem Nationalsozialismus zerstört sind, symbolisch wiederherstellen. Das wehrhafte Buchardikloster vor den Toren der Stadt repräsentiert die Christianisierung des Ostens, der Kunsthof die Handelsstadt Halberstadt. Gleimhaus und Moses Mendelssohn Akademie in der Klaussynagoge sind Zeugnisse geistiger Strömungen seit dem 18. Jahrhundert.

Für den Synagogenraum der Moses Mendelssohn Akademie in der Klaussynagoge hat die Kieler Künstlerin Gudrun Wassermann eine Videoinstallation mit dem Titel „... vom verrenkten Muskel“ entwickelt. Der verrenkte Muskel Jacobs nach seinem Kampf mit dem Engel bezeichnet die Verletzungen und

Brüche, die ein jeder erfährt und in sich spürt. Deshalb führen in der Installation zeitgenössische Leitern/Rolltreppen hinauf. Jedoch werden sie durchkreuzt von Eisenbahnschienen, die ins Nichts führen. Die Verbindung mit dem Nicht-Irdischen stellt die immer wiederkehrende Berührung der Mesusa dar. Die Installation entfaltet sich in der Zeit der Dämmerung, des Übergangs vom Tag zur Nacht. Die Vorstellung von einem gemischten Licht findet sich in der Legende vom Bruch der Gefäße.

Die Videoinstallation wird bis Ende Juli in der Moses Mendelssohn Akademie gezeigt. Termine nach Vereinbarung.

Moses Mendelssohn Akademie Internationale Begegnungsstätte Halberstadt

Rosenwinkel 18
38805 Halberstadt

Telefon: 03941-606710
Fax: 03941-606713

Internationale Börne-Konferenz in Beer-Sheva und Jerusalem

„Ludwig Börne- deutscher Schriftsteller, Jude, Demokrat“ lautete der Titel einer internationalen Konferenz, die am 6. und 7. Mai im Rahmen der Internationalen Jerusalemer Buchmesse von der Ben-Gurion Universität des Negev in Kooperation mit der Hebräischen Universität Jerusalem, dem Franz Rosenzweig Zentrum und dem Moses Mendelssohn Zentrum organisiert wurde.

Nach der Eröffnung durch Frank Stern (Deutsches Institut der Universität Ben-Gurion) und den deutschen Kulturattaché war der erste Konferenztag in Beer-Sheva unter anderem folgenden Themen gewidmet: „Annäherungen an ein deutsch-jüdisches Thema“ und „Paris – das Jerusalem des Westens“. Es sprachen und diskutierten: Mark Anderson (Columbia University, New York), Dominique Bourel (Centre de Recherche Français Jerusalem), Mark Gelber (Ben Gurion Universität), Bernhard Greiner (Hebräische Universität Jerusalem), Deborrah Hertz (Bronxville New York), Willi Jasper, Julius H. Schoeps (Moses Mendelssohn Zentrum), Norbert



Ludwig Börne

Waszek (Universität Rouen) und Liliane Weissberg (Universität Pennsylvania).

Gastgeber am zweiten Tag war das Van Leer Institut in Jerusalem. Zu Themen und Fragestellungen wie „Streitbare Begegnungen im Sinne Börnes“ und „Ludwig Börne – Heinrich Heine – ein literarisches Duell?“ referierten Klaus Briegleb (Universität Hamburg), Ruth Eithan (Ben Gurion Universität), Jacob Hessing (Hebräische Universität Jerusalem), Zvi Tauber (Tel Aviv-Universität), Itta Shedletzky (Franz Rosenzweig Zentrum Jerusalem) und René Strien vom Aufbau Verlag.

Die Diskussion der Konferenz unterstrich nachhaltig die Aktualität des heute weitgehend vergessenen Ludwig Börne. Er war kein „Dichter“, wie sich sein großer Zeitgenosse und Kontrahent Heinrich Heine verstand, sondern „nur“ Publizist. Börnes Spuren sind verstreut. Es gibt keine überkommene Einheit von Leben und Werk, nur Widersprüche. Dabei weist der streitbare deutsche Jude aus dem Frankfurter Ghetto mit seinen Schriften von literarischem Rang, mit seinen Essays, Kriti-

ken, Satiren und vor allem Briefen – Aufrufen zur Freiheit der öffentlichen Meinung, zur Wechselwirkung von Politik und Moral, von Rechtsordnung und Aufklärung – weit über seine eigene Zeit hinaus in unsere Gegenwart. Sein Schicksal, „zugleich ein Deutscher und Jude zu sein“, war ein Widerspruch, der seinem literarischen und politischen Engagement den eigentlichen Antrieb verlieh. Sein Ausbruchversuch aus dem doppelten Ghetto, der Frankfurter Judengasse und den rückständigen deutschen Verhältnissen, in denen er sich als Jude diskriminiert fand und seine politischen Schriften verboten und zensiert wurden, der „ungeheure Judenschmerz“ und das Leiden an Deutschland, diese brisante Mischung machte ihn zum radikalsten Publizisten seiner Epoche, und er war der beste und eigenwilligste dazu. Ihn gilt es wiederzuentdecken, den Freiheitskämpfer und Emigranten, den Weltbürger und „Zeitschriftsteller“, den blendenden Stilisten und scharfsinnigen Kritiker von Kulturmiefe und nationaler Engstirnigkeit. Das wichtigsten Thema der Konferenz war daher auch: „Ludwig Börne als verlegerische Herausforderung“. Auf der Jerusalemer Buchmesse lagen Börnes „Berliner Briefe“ von 1828 in einer Neuauflage des Philo-Verlages vor und Bernd Lunkewitz gab auf dem Messe-Empfang bekannt, daß der Aufbau-Verlag plane, eine kritische Gesamtausgabe der Werke Ludwig Börnes herauszugeben.

Willi Jasper

Fortsetzung von Seite 1

zähler als auch die Zuhörer nicht mehr zwischen Realität und Fiktion unterscheiden ließe. Als ein berühmtes Beispiel verweist er auf Karl May. Stoffels machte aber auch darauf aufmerksam, dass gerade die Psychoanalyse im konkreten Fall von Wilkomirski Mitverantwortung trägt. Schließlich war es der Psychotherapeut und Freund von Wilkomirski, Eli Berstein, der sozusagen half, die in diesem Fall eingebildeten Erinnerungen bewußt zu machen. Er führte aus, dass die Grenzen zwischen Betrug und Nicht-wissen-wollen fließend sind.

Der zweite Konferenztag behandelte sogenannte „andere Verwandlungsfälle“. Die Palette reichte von Beispielen aus dem Bereich der Literatur (Barbara Breysach) bis zu dem besonders kontrovers diskutierten Fall Ernst Müller (Michal Bodemann), über Noman Finkelstein (Julius H. Schoeps) bis zu Fritz

Scherwitz (Anita Kugler). Der „Verwandlungsfall“ des Juden Scherwitz ist insofern in-



Gatzfried und Mächler während der Konferenz

teressant, weil nicht ganz klar ist, ob es sich hier um einen Juden handelt, dem es gelang, als SS-Angehöriger, Juden zu retten, oder um einen SS-Mann, der sich nach dem Krieg als

Jude ausgab. Auf das Buch, das Anita Kugler im Herbst 2002 über diesen Fall herausbringen wird, kann man mehr als gespannt sein.

Welche Facetten das Thema der Tagung in sich trägt, zeigte die Abschlußrunde, die von Henryk M. Broder gestaltet wurde. Dieser Teil zeichnete sich vor allem durch eine intensive Diskussion über die Frage aus „Wer oder was ist ein Jude?“ Dass man zu keiner einheitlichen Meinung kam, verwundert nicht. Auf jeden Fall ist ein neues Tagungsthema gefunden.

Schließlich sei allen am Thema der Tagung Interessierten jetzt schon der Tagungsband angezeigt, der spätestens im Herbst 2002 erscheinen wird. Der „Dialog“ wird ihn rechtzeitig anzeigen.

Irene Diekmann

Juden und Griechen in Odessa

Zur Dynamik interethnischer Beziehungen in einer kosmopolitischen Stadt, 1800–1917

Griechen und Juden haben das städtische Leben in Odessa während des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in vielerlei Hinsicht entscheidend geprägt. Aufgrund der Ausprägung des griechischen Antisemitismus, sozialer Spannungen und des wirtschaftlichen Wettbewerbs zwischen beiden Gruppen, stellen die jüdisch-griechischen Wechselbeziehungen die dynamischsten unter den interethnischen Beziehungen im multiethnischen Kontext Odessas dar. Griechische Unternehmer, wie etwa Rodocannakis, Rallis und Marazlis nehmen aufgrund ihrer Geschäfte im lukrativen Getreidehandel während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine zentrale Stellung in der Wirtschaftsgeschichte Odessas ein. Gleichzeitig fanden weniger erfolgreiche griechische Händler ihr Hauptbetätigungsfeld bald in der Gründung von geheimbündischen, nationalen Organisationen, die den griechischen Unabhängigkeitskrieg 1821 gegen die Osmanen mit vorbereitet und unterstützt und auf diese Weise die Entwicklung anderer – auch nicht-griechischer – nationaler Bewegungen in Odessa beeinflusst haben. Für die Odessaer Judenheit läßt sich festhalten, dass die Ein-

wanderung galizisch-jüdischer Händler im frühen 19. Jahrhundert zu einer beträchtlichen Belebung sowohl des kulturellen als auch des wirtschaftlichen Lebens der eingewanderten Gemeinde beigetragen hat. Vor allem Dank ihrer Anwesenheit in höheren Bildungseinrichtungen der Stadt, nahmen die Odessaer Juden bald eine zentrale Stellung in der aufblühenden Mittelschicht Odessas ein. Von nicht minderer Bedeutung ist ihre aktive Beteiligung am politischen Leben – sowohl des jüdischen als auch des nichtjüdischen – im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert.

Trotz der zentralen Stellung beider Gruppen im städtischen Leben Odessas wurde dieser Beziehung bisher wenig Beachtung geschenkt. Kern des Forschungsprojekts ist daher neben den „schwierigen“ Phasen der Koexistenz die weniger dramatischen und dennoch bedeu-

tungsvollen Momente griechisch-jüdischer Beziehungen von 1821 bis 1917, unter Berücksichtigung der jeweiligen Binnendifferenzierung, darzustellen und zu analysieren. Auf theoretischer Ebene wird mithin der „ethnische Grenzverlauf“ zwischen Juden und Griechen bestimmt und dessen Bedeutung für die jeweilige Ausgestaltung „sozialer Beziehungen“ zwischen beiden Gruppen analysiert. Auf Grundlage dessen werden jüdisch-griechische Beziehungen und damit auch die externen politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bedingungen, die die Art und Weise, in der sich griechisch-jüdische Beziehungen im Untersuchungszeitraum entwickelt haben, in vier Themenfeldern untersucht. Diese Felder sind die wirtschaftlichen, politischen, gesellschaftlichen und identitätsbezogenen Berührungspunkte zwischen beiden Gruppen.



Dr. Maria Vassilikou ist seit dem 01. April 2001 Kollegiatin im Graduiertenkolleg „Makom“ des Studienganges Jüdischen Studien und stellt hier ihr Forschungsprojekt vor.

chen, politischen, gesellschaftlichen und identitätsbezogenen Berührungspunkte zwischen beiden Gruppen.

Maria Vassilikou

Die bagdadisch-jüdische Gemeinde von Shanghai

Welchen Platz die bagdadischen Juden in Shanghai einnahmen und welchen Einfluß dieser Ort auf ihre Identität und Akkulturation hatte, sind Schwerpunktthemen einer Untersuchung. Dieses Thema ist eng mit der Geschichte der internationalen Beziehungen Chinas verknüpft und wird in meiner Arbeit aus dem ungewöhnlichen Blickwinkel der bagdadischen Juden und ihren Verbindungen zu und in den britischen, französischen und holländischen Kolonialreichen dargestellt. Aus dieser Untersuchung habe ich einige Passagen zusammengestellt und für diesen Artikel überarbeitet.

Die Gründung und Entwicklung der bagdadischen Gemeinde in Shanghai fand an einem Ort und in einem Land statt, in dem das Christentum keine Bedeutung gehabt hat. Es war jedoch, bedingt durch die koloniale Vorherrschaft der Briten und Franzosen, auch kein „traditioneller“ chinesischer Raum. Entgegen der eurozentristischen Sichtweise wurden in ostasiatischen Ländern wie China „dem Judentum, den Juden“ wenig Beachtung geschenkt. Vie-



Barbara Geldermann: 1966 in Aachen geboren, Studium der Sinologie, Vergleichenden Religionswissenschaft und Orientalischen Kunstgeschichte in Bonn und Taipei/Taiwan, M.A. 1994. 1995 wiss. Mitarbeiterin im Studiengang Jüdische Studien. 1996–1997 Mitarbeiterin am Projekt „Leistungssportsystem der DDR in den 80er Jahren und im Prozeß der Wende“ am Institut für Sportwissenschaft der Universität Potsdam. Seit 1995 Dissertation über die bagdadisch-jüdische Gemeinde in Shanghai (1845–1945).

le Jahrhunderte existierte für die Chinesen außerhalb ihrer großen Kultur keine gleichwertige Zivilisation. Ausländer wurden als *Huawairen* (Leute außerhalb der chinesischen Zivilisation) bezeichnet und ihre Kultur sogar als schädlich für die „hochwertige“ chinesische angesehen. Deshalb waren für die Chinesen, alle „Barbaren“ gleichwertig, ob nun Christ, Moslem oder Jude. Die internationale Gemeinschaft in Shanghai kam dagegen mit entsprechenden Bildern bzw. Vorurteilen gegenüber Juden nach China.

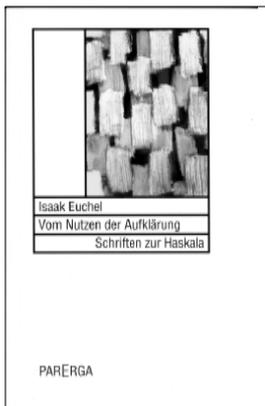
In Bagdad war die jüdische Gemeinde unter dem letzten mamelukischen Gouverneur Bagdads, Da'ud Pasha (1817–1831), Verfolgungen ausgesetzt gewesen. Viele Juden, wie z.B. die Sassoon und Ezra, emigrierten in dieser Zeit deshalb über Basra nach Indien, das unter britischer Hoheit stand. Hier versprach die Sicherheit des britischen Empires gute Handelsmöglichkeiten und lieferte damit auch die Voraussetzung

für ein gesichertes Leben. Die bagdadischen Juden zog es, insbesondere aus ökonomischen Gründen, nach Kalkutta und Bombay. Diese beiden Städte spielten seit 1830 eine bedeutende Rolle im trilateralen Handel Großbritanniens mit Indien und China. Sie waren Ausgangshäfen für den Handel mit Opium und Baumwolle und boten somit auch die Verbindung nach China. Zunächst betätigten sich die bagdadischen Kaufleute im Baumwollhandel, konzentrierten sich jedoch zwischen 1850 und 1890 stärker auf den Opiumhandel. Die Opiumgeschäfte der bagdadischen Kaufleute erforderten Zweigstellen in China. Nach der erzwungenen Öffnung Shanghais als Vertragshafen, nutzte David Sassoon die Gelegenheit und eröffnete dort eine Niederlassung. Bedingt durch die verwandtschaftlichen und geschäftlichen Beziehungen blieb die bagdadische Gemeinde Shanghais eng mit den Gemeinden in Bombay und Kalkutta verbunden. Für die Entstehung und die Stellung der Gemeinde in Shanghai war der ökonomische Erfolg ihrer Mitglieder existenziell. Bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die Gruppe der bagdadischen Juden sehr klein, erst Mitte der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts umfasste diese Gemeinde ca. 800 Mitglieder.

Barbara Geldermann

In der Reihe „Jüdische Geistesgeschichte“ des Parerga-Verlags Düsseldorf erschienen die Schriften des jüdischen Aufklärers Isaak Euchel, erstmals übersetzt und kommentiert von Andreas Kennecke. Euchel (1756–1804), ein Schüler Kants, war einer der bedeutendsten Vorkämpfer und hebräischen Schriftsteller der jüdischen Aufklärung in Mitteleuropa.

Die jüdische Aufklärung, hebräisch: Haskala, entstand ab 1770 in Berlin. Diese Aufklärungsbewegung der jüdischen Minderheit setzte sich für die Bildung und Ausbildung, bürgerliche Gleichberechtigung und intellektuelle Anerkennung der Juden in der europäischen Aufklärung ein. Der vorliegende Band vereint Euchels programmatische Aufsätze zur Haskala, seine Prosa, Briefe und satirischen Schriften mit den seltenen hebräischen Originaltexten im Anhang. Er ist im Handel zum Preis von DM 48,- erhältlich.



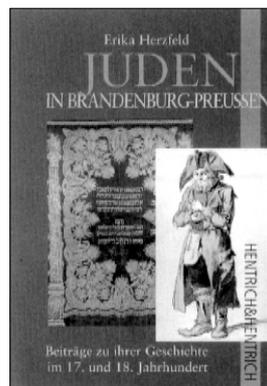
ISBN 9-930450-58-5

Eröffnung des BEREND LEHMANN MUSEUMS in Halberstadt am 26. August 2001

Zum „Fest der Toleranz“, das 11.00 Uhr in und um das Museum veranstaltet wird, sind alle herzlich eingeladen.

Die Jüdische Verlagsanstalt Berlin, JVB, bringt in den nächsten Wochen einen Terminkalender für das jüdische Jahr 5762 heraus. Der Planer informiert über die Daten der jüdischen Feste und der Lesungen für Schabbat, enthält ein vollständiges Adressverzeichnis der jüdischen Gemeinden, aller jüdischen Organisationen, Institutionen, Gruppen, Jüdischen Museen, der Bibliotheken mit Judaica sowie der Institute für Jüdische Studien und Judaistik. Er richtet sich an all diejenigen, die mit dem jüdischen Leben verbunden sind.

Erika Herzfeld beschäftigt sich seit Jahren mit der Geschichte der brandenburgisch-preussischen Juden, vor allem mit ihrer Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Im Mittelpunkt stand dabei immer der Beitrag der Juden am wirtschaftlichen Aufschwung Preußens. Eine jetzt im Verlag Hentrich & Hentrich herausgekommene Festschrift anlässlich ihres runden Geburtstages fasst acht Aufsätze der Autorin sowie zwei bisher noch nicht publizierte Beiträge zusammen. Das Spektrum dieser Studien reicht von Moses Mendelssohn als Seidenmanufakturunternehmer über Isaak Levin



ISBN 3-933471-22-2

Joel, der in Potsdam die erste Tapetenmanufaktur betrieb, bis zur Geschichte von Kaufleuten und deren Tätigkeit auf Messen und Märkten. Das Buch, das Irene Diekmann vom Moses Mendelssohn Zentrum und Hermann Simon von der Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum“ herausgaben, kann für DM 29,90 im Buchhandel erworben werden.

Veranstaltungen des

Moses Mendelssohn Zentrums in Potsdam

Ringvorlesung „Jüdische Studien“ der Universitäten von Berlin und Potsdam in Zusammenarbeit mit dem MMZ im WS 2000/01, Dienstags 18.00 Uhr

23.10. PROF. DR. DR. H.C. RICHARD SCHRÖDER, Humboldt-Universität, Systematische Theologie und Philosophie: „Eine Religion aus Elend fürs Elend“. Das Verständnis des Judentums in Hegels Jüdischen Schriften“

30.10. PD DR. CHRISTOPH SCHULTE, Universität Potsdam/Moses Mendelssohn Zentrum: „Grundprobleme der modernen jüdischen Philosophie“

06.11. PROF. DR. WOLFGANG BENZ, TU Berlin, Zentrum für Antisemitismus-Forschung: „Antisemitismus-Forschung als interdisziplinäres Projekt“

13.11. PROF. DR. JULIUS H. SCHOEPS, Universität Potsdam/Moses Mendelssohn Zentrum: „Auf dem Weg zur Glaubensfreiheit. Die Herausbildung des Toleranzbegriffs in Brandenburg-Preußen im Zeitalter von Moses Mendelssohn“

20.11. DR. MONA KÖRTE, TU Berlin, Zentrum für Antisemitismus-Forschung: „Die Uneinholbarkeit des Verfolgten. Der Ewige Jude in der Literatur“.

27.11. PROF. DR. KARL E. GRÖZINGER, Universität Potsdam, Religionswissenschaft/Jüdische Studien: „Jüdische Religionsgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart“

04.12. PROF. DR. WILLI JASPER, Universität Potsdam/Moses Mendelssohn Zentrum: „Mythen und Texte. Zur Ortsbestimmung deutsch-jüdischer Literaturgeschichte“

11.12. PROF. DR. GERT MATTENKLOTT, FU Berlin, Vergleichende Literaturwissenschaft: „Jerusalem. Literatur der großen Stadt zwischen Reportage und Utopie“

IMPRESSUM

Herausgeber:
Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940, Fax: 2809450
e-mail: moses@mmz.uni-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710, Fax: -606713
e-mail: mma-halberstadt@t-online.de

Redaktion:
René Schreiter

Dialog erscheint vierteljährlich

Verlag:
Union Aktuell GmbH
Ludwig-Erhard-Straße 7
D – 91052 Erlangen

Bankverbindung: Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00



Das andere Preußen

Die Darstellung der preußisch-jüdischen Geschichte in Ausstellungen und Museen

In den beiden Preußen-Ausstellungen in Berlin und Potsdam zum Jubiläumsjahr 2001 wurde und wird die preußisch-jüdische Geschichte nicht oder nur am Rande in Katalogbeiträgen thematisiert. Verwunderlich ist das nicht. Auch in der Ausstellung „Preußen – Versuch einer Bilanz“, die 1981 im Martin-Gropius-Bau präsentiert wurde, versäumten es die Ausstellungsverantwortlichen, dem preußischen Judentum den Platz zukommen zu lassen, der ihm bedeutungsmäßig zusteht. Wahrscheinlich sah man es nicht recht ein, oder wollte es vielleicht auch nicht einsehen, daß Juden zur preußischen Geschichte ebenso dazugehören wie die einst ins Land gekommenen Salzburger, Hugenotten oder Niederländer.

Der kürzlich verstorbene Tel Aviver Historiker Walter Grab hat in seiner Autobiographie „Meine vier Leben“ einige bissige Bemerkungen über das damalige Ausstellungskonzept gemacht. Der wissenschaftliche Beirat, besetzt mit Historikern meist traditionellen Zuschnitts, sei in seiner Mehrheit hauptsächlich daran interessiert gewesen, die „nostalgische Sehnsucht nach verlorener preußischer Größe und Macht“ zu bedienen. Entsprechend einseitig sei denn auch das Preußen-Bild gewesen, das der Besucher der Ausstellung von 1981 vermittelt bekommen hätte.

Kritischen Fragen, so Walter Grab, sei man bewußt aus dem Weg gegangen. Die Mitglieder des wissenschaftlichen Beirats wollten ein fleckenloses Preußenbild. Bezeichnend sei es zum Beispiel gewesen, daß man nur die vorteilhaften Seiten des Preußenkönigs Friedrich II. habe zeigen wollen, was dadurch geschah, daß man hauptsächlich Friedrich-Utensilien und Memorabilia zusammentrug und liebevoll in

Ausstellungsvitrinen arrangierte: Handschuhe, Dreispitz, Reitstiefel, Pistolen, Tabaks- und Schnupftabakdosen, Querflöte, Taktstock sowie ein eigenhändig geschriebenes Notenblatt.

stellung gezeigt, das Aquarell mit dem gekrönten preußischen Adler über der Stadt Königsberg, aber nur unzureichend erklärt, wie es dazu kam, daß ein Berliner Schutzjude eine Glückwunschartikel anlässlich der Königskrönung am 18. Januar 1701 schickte.

Wenn man bedenkt, daß zu Beginn des 18. Jahrhunderts das jüdische Leben in Brandenburg-Preußen starken Reglementierungen ausgesetzt war, dann verdient die Huldigungsadresse des Berliner Schutzjuden Simon Wolff Brandes besondere Beachtung, denn sie belegt, daß diejenigen Juden, die mit ihren Familien 1671 durch ein Edikt des Großen Kurfürsten Niederlassungsrechte im Brandenburgischen erhielten, von großer Dankbarkeit gegenüber dem Hohenzollernhaus erfüllt waren. Daran änderte auch nichts, daß der bejubelte Kurfürst und seine Nachfolger sich äußerst ambivalent gegenüber den Juden verhalten haben.

Die Identifikation der Juden mit Preußen ist trotz der Restriktionen, denen sie insbesondere durch das ganze 18. Jahrhundert ausgesetzt waren, ein Phänomen. Jüdischerseits bekannte man sich zu Preußen, und sah diesen Staat als Heimat und Beschützer zugleich an, obgleich man wußte, daß er seine Judenpolitik nicht so sehr an der Toleranzidee und dem Prinzip der christlichen Nächstenliebe sondern vor allem an steuer- und wirtschaftspolitischen Notwendigkeiten orientierte. Das war eine Politik, deren Ziele klar erkennbar waren, aber auch eine solche, mit der man sich in irgendeiner Form arrangieren konnte.

Im 19. und frühen 20. Jahrhundert definierten sich die Juden in Preußen nicht als „Deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens“,



Deutsche Titelseite des Huldigungsgedichts „Geoffenbartes göttliches Geheimnis“ des Berliner Schutzjuden Simon Wolff Brandes an den Kurfürsten Friedrich III. anlässlich dessen Krönung zum König in Preußen 1701. Die hebräische Titelseite des Druckes auf der nächsten Seite.

Auch die kürzlich in der Orangerie des Schlosses Charlottenburg zu Ende gegangene Ausstellung „Preußen 1701. Eine europäische Geschichte“ verschenkte die Möglichkeit, die Rolle der Juden in den Anfängen des preußischen Staates gebührend zu würdigen. Auf dem Katalogumschlag und in der Ausstellung wurde zwar die berühmte allegorische Dar-

wie das sonst überall in Deutschland geschah, sondern in Abwandlung dieser Formel als „Preußische Staatsbürger jüdischen Glaubens“. Was damit gemeint ist, kann am Selbstverständnis der jüdischen Bevölkerung in Städten wie Berlin und Potsdam festgemacht werden. Die Mehrzahl begriff sich nicht nur als Berliner oder Potsdamer, sondern vor allem eben auch als Preußen.

Die in Potsdam ansässigen Juden zum Beispiel waren patriotisch gesinnt und begeisterte Anhänger des Hohenzollernhauses. In ihrer Mehrzahl fühlten sie sich den roten Backsteinbauten und der nüchternen Beamtenstadt zutiefst verbunden. Zwischen ihnen und ihren christlichen Mitbürgern gab es so gut wie keinen Unterschied, allenfalls den der Konfession. Auf die Idee, daß eine Zeit kommen könnte, in der ihr Bekenntnis zu Potsdam und Preußen einmal nichts mehr wert sein würde, kamen sie nicht.

Die heute von Kritikern Preußens vielfach geschmähten sogenannten „Sekundärtugenden“, wie Sparsamkeit, Pünktlichkeit und Pflichterfüllung abfällig bezeichnet werden, sah man in Kreisen des preußischen Judentums nicht als etwas Unjüdisches an, sondern im Gegenteil sogar im Einklang stehend mit den von den Vätern überkommenen Geboten und Wertvorstellungen. Preußentum und Judentum wurde nicht als etwas Gegensätzliches empfunden sondern als etwas Zusammengehöriges, als eine Art gelebter Weltanschauung aus den Quellen des Judentums.

Daß so etwas wie eine preußisch-jüdische Symbiose existiert hat, kann sich heute kaum noch jemand vorstellen. Aber es hat sie gegeben, und auch das offen geäußerte Bekenntnis der in Preußen ansässigen Juden zu Preußen und zum Hohenzollern-Thron. Versinnbildlicht wird das zum Beispiel durch die nur wenig bekannte Tatsache, daß über dem Altar der Potsdamer Synagoge am Wilhelmplatz (heute Platz der Einheit) seit 1768 ein preußischer Königsadler mit dem Namenszug „Friedrich Wilhelm Rex“ angebracht war.

An hohen Feiertagen war es in der Potsdamer Synagoge üblich, den Landesherrn in das Gebet mit einzuschließen: „Herr der Welt und König der Könige, wir beten zu Dir um Deinen Schutz und Deine Gnade, Deinen Segen und Beistand für unseren König und Herrn Kaiser Wilhelm II. Behüte ihn vor jedem Übel und vor allem Leiden. Begnade ihn durch ein hohes glückliches Alter und daß alle seine heilsamen Wünsche in Erfüllung gehen ...“

Wie kann ein Preußen-Museum oder eine Preußen-Ausstellung aussehen, das bezie-

hungsweise die den Anteil der Juden an der preußischen beziehungsweise preußisch-deutschen Geschichte angemessen berücksichtigt? Bevor man anfängt, über mögliche Ausstellungsobjekte nachzudenken, bedarf es zunächst im Vorfeld einer Diskussion darüber, welches Preußen-Bild man überhaupt vermitteln will. Ein falsches oder sogar verzerrtes Bild entsteht, wenn man im Stile borussischer Geschichtsschreibung die preußische Geschichte allein als eine Geschichte des Hohenzollernhauses oder als eine Abfolge militärischer Feldzüge und Siege begreift.



Preußen war zweifellos janusköpfig, hatte ein Doppelgesicht, wie eine häufig benutzte Metapher besagt. Hell und dunkel lagen in diesem Staat eng beieinander. Preußen konnte abgrundtief reaktionär sein aber auch modern und fortschrittlich. Da gab es die obrigkeitlich-militärisch-bürokratische Tradition, den säbelrasselnden Offizier und den Monokel tragenden Junker, daneben aber auch das liberal-demokratische Bekenntnis, das Preußen Kants und der Aufklärung, die Berliner Salons und die Revolutionäre, die im März 1848 auf den Barrikaden standen und ihr Leben für die Erreichung freiheitlicher Ziele hingaben.

Soll in einer Ausstellung der preußisch-jüdische Aspekt berücksichtigt werden, dann darf der zuständige Kurator oder Ausstellungsmacher bei der Auswahl der zu präsentierenden Objekte nicht nur Preußens Glanz und Gloria im Blick zu haben, sondern ist auch gehalten, die dunklen Seiten der preußischen Geschichte berücksichtigen, das Widersprüchliche, das Janusköpfige eben.

Um dieses zu kennzeichnen, oder sagen wir besser, in Exponentenform zu übersetzen, ist es allerdings notwendig, die entsprechenden historischen Kontexte herzustellen. Das zugegebenermaßen ist nicht immer ganz einfach.

In der schon genannten „Autobiographie“ Walter Grabs kann man nachlesen, welche Schwierigkeiten er als wissenschaftliches Beiratsmitglied damit hatte, bei den Vorbereitungen der Preußen-Ausstellung von 1981 andere Akzente zu setzen. Grab machte damals den auf schroffe Ablehnung im Kreis der Beiratsmitglieder stoßenden Vorschlag, einen der 20 berühmten Porzellanaffen auszustellen, die Moses Mendelssohn anlässlich seiner Heirat mit Fromet Guggenheim von der KPM, der Königlichen Porzellanmanufaktur, hatte abnehmen müssen.

Diese mit verzerrten Fratzen versehenen Porzellanaffen, von denen einer in den Depots des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe aufbewahrt wird, sind ein deutlicher Beleg dafür, wie wenig geschätzt die Juden im Preußen Friedrich II. waren. Die erzwungene Abnahme des KPM-Porzellans war eine Art abgepresster Steuer („Porzellansteuer“), die deutlich erkennen läßt, daß es den Behörden nicht nur um die Ausbeutung der Juden, sondern auch um deren Verhöhnung ging. Ein solcher Porzellanaffe, meinte Grab, hätte eigentlich sehr gut in die Ausstellung hineingepasst. Eigentlich gäbe es kein besseres Symbol für die Erniedrigungen und Demütigungen, denen die Juden in der Zeit des Preußenkönigs Friedrich II. ausgesetzt waren.

In Erinnerung blieb Grab das Gespräch, das er mit dem seinerzeitigen wissenschaftlichen Leiter der Ausstellung über seinen Vorschlag führte. Der Tenor des in Grabs „Autobiographie“ festgehaltenen Gespräches ist in gewisser Weise typisch dafür, wie viele nach wie vor die Geschichte Preußens idealisieren und die unvorteilhaften Seiten dieser Geschichte ausblenden. „Aber lieber Herr Grab! Sie können doch nicht im Ernst erwarten, daß wir dieses abscheuliche und verpatzte Ausschußprodukt der Berliner Porzellanmanufaktur in unserer Ausstellung zeigen!“ Auf den Einwand Grabs, daß mit dem Zeigen des Porzellanaffen in der Ausstellung vielleicht doch Bedenkliches über das Preußen der Aufklärung und seine vielgepriesene Toleranz ausgesagt werden könnte, kam die Antwort: „Nein, damit werden wir unsere schöne Ausstellung nicht verschandeln ...“

Julius H. Schoeps

Abbildungen mit der freundlichen Genehmigung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz zu Berlin.

Neue Bände der Georg Hermann Werkausgabe

Mit den beiden in der ersten Jahreshälfte 2001 erschienenen Bänden „Ruths schwere Stunde“ und „Eine Zeit stirbt“ vervollständigte der Verlag „Das Neue Berlin“ die Georg Hermann Werkausgabe. Die auf 21 Bände angelegte Reihe wird seit 1996, dem 125. Geburtstag des Schriftstellers, von Gundel und Gert Mattenklott im Auftrag des Germanistischen Instituts der Freien Universität Berlin und des Moses Mendelssohn Zentrums herausgegeben.

Georg Hermann (1871–1943) wurde als Sohn einer begüterten, später jedoch verarmten jüdischen Kaufmannsfamilie in Berlin geboren. Mit dem Roman „Jettchen Gebert“ gelang ihm 1906 der Durchbruch.

Schnell wurde Hermann mit seinen Romanen, Feuilletons und Reiseskizzen zu einem der meistgelesenen und -übersetzten Autoren Deutschlands. Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung emigrierte er 1933 in die Niederlande. Von dort deportierten ihn die Nazis 1943 nach der deutschen Besetzung



Nach einer Radierung von Hermann Struck

nach Auschwitz; Georg Hermann starb noch während der Fahrt.

Nach Hermanns Tod blieb seine Wirkung in der Bundesrepublik äußerst bescheiden. Nur in der DDR veröffentlichte der Verlag

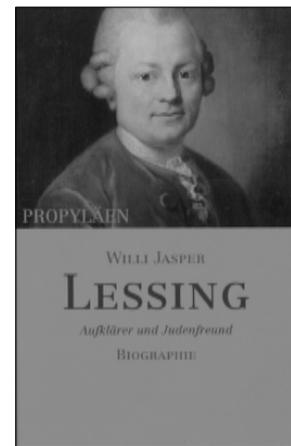
„Das Neue Berlin“ eine – schnell vergriffene – Auswahlgabe der bekanntesten Titel. Mit der neuen Werkausgabe im gleichen Verlag, der auch die Rechte am Werk Georg Hermanns besitzt, wird das Schaffen des jüdisch-deutschen Dichters erstmalig umfassend gewürdigt. So soll neben dem literarischen Gesamtwerk auch eine Auswahl feuilletonistischer Arbeiten und Briefe aufgenommen werden. Im Rahmen der Werkausgabe erschienen bislang 13 Bücher. Die beiden jüngsten Bücher vollenden Hermanns Romanwerk *Kette*. Der Roman „Ruths schwere Stunde“ ist für DM 42,- (ISBN 3-360-00905-3) bzw. „Eine Zeit stirbt“ für DM 48,- (ISBN 3-360-00906-1) im Buchhandel zu erwerben.

Georg Hermann. Porträts

ausgabe erschienen bislang 13 Bücher. Die beiden jüngsten Bücher vollenden Hermanns Romanwerk *Kette*. Der Roman „Ruths schwere Stunde“ ist für DM 42,- (ISBN 3-360-00905-3) bzw. „Eine Zeit stirbt“ für DM 48,- (ISBN 3-360-00906-1) im Buchhandel zu erwerben.

Lessing-Biografie im Propyläen-Verlag

Zur Buchmesse 2001 erscheint im Propyläen-Verlag von Prof. Dr. Willi Jasper eine Biographie über Gotthold Ephraim Lessing (500 Seiten, DM 48,90). Der Autor, Literaturwissenschaftler und Mitarbeiter des MMZ, schildert den Theologen, Philosophen, Dichter und Dramatiker als bedeutendsten Vertreter der deutschen Aufklärung, als große Gestalt der religiösen und weltanschaulichen Toleranz, aber auch als den rebellischen Intellektuellen, der mit seinem Nonkonformismus die Zeitgenossen brüskierte. Als Prüfstein für den Wert der Aufklärung erwies sich die „Judenfrage“. Während die englische und die französische Aufklärung, so eine zentrale These von Willi Jasper, starke Kräfte der Kritik an der idealistischen Philosophie und christlichen Kirche freisetzen konnte, verharrte man in Deutschland zur Begründung und Verbesserung einer humanen Sittlichkeit im machtschützten Rahmen der christlichen Überlieferung. Eine Ausnahme war Lessings radikale Existenz als rebellischer Intellektueller und demonstrativer Judenfreund, eine für das 18. Jahrhundert mutige Existenz, die „eine Möglichkeit deutschen Wesens aufzeigte, die ohne Nachfolge blieb“ (Hugo von Hofmannsthal).



Die aktuelle Ausgabe des Jahrbuchs zur deutsch-jüdischen Geschichte MENORA 2001, das im Auftrag des MMZ herausgegeben wird, erscheint zur Buchmesse 2001 im Philo-Verlag. Es steht unter dem Thema „Haskala und Öffentlichkeit“, umfasst ca. 400 Seiten und wird voraussichtlich DM 39,50 kosten. MENORA 2001 analysiert und dokumentiert das Thema in drei Schwerpunkten: 1. Aufklärung und Haskala; 2. Öffentlichkeit und Presse; 3. Archive und Sammlungen.

Handbuch zur Geschichte der Juden in Europa

Im November 2001 wird im Primus Verlag das von Elke-Vera Kotowski, Julius H. Schoeps und Hiltrud Wallenborn herausgegebene *Handbuch zur Geschichte der Juden in Europa* im Buchhandel erscheinen. Parallel dazu veröffentlicht die Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt eine WBG-Ausgabe. Das Handbuch stellt das Spektrum des jüdischen Lebens in Europa mit all seinen Ausprägungen und historischen Entwicklungen dar. Wissenschaftler aus Europa und den USA haben ihre Forschungsergebnisse zur Geschichte der Juden verständlich und nachvollziehbar aufbereitet mit dem Ziel, Leben und Wirken der Juden, aber auch die ihnen entgegengebrachte Intoleranz und deren Ursachen, aufzuzeigen. Dabei wird das

Judentum in Tradition und Gegenwart in all seinen Facetten dargestellt.

Im ersten Band wird das Augenmerk auf die Länder gelegt, in denen Juden siedelten bzw. nach Vertreibungen Aufnahme fanden. Es werden sowohl die innere Entwicklung der jüdischen Gemeinden als auch die Beziehungen zwischen Juden und der sie umgebenden andersgläubigen Gesellschaft dargestellt.

Im zweiten Band werden themenspezifische Schwerpunkte behandelt, wie Religion, kulturelle und geistige Entwicklung oder auch Antijudaismus.

Die zwei Bücher im Schuber werden ab November zum Preis von DM 178,- unter der ISBN 3-89678-419-6 im Buchhandel erhältlich sein.



Band 1: Ihre Geschichte in den europäischen Ländern



Band 2: Religion, Kultur, Alltag



ISBN 3-8257-0255-3

Die Gesellschaft der Freunde (1792–1935)

Ein Zentrum des jüdischen Emanzipations- und Akkulturationsprozesses in Berlin

Im Januar 1792 traf sich im Zentrum Berlins, in der Spandauer Straße, nahe dem Stadtschloß, ein Kreis junger jüdischer Aufklärer auf Initiative des aus Königsberg zugewanderten Publizisten Isaac Euchel, des ältesten Sohns Moses Mendelssohns und Buchhalters Joseph Mendelssohn und des Privatgelehrten Aron Wolfsohn. Die Gründung eines Vereins, der *Gesellschaft der Freunde*, war der Zweck der Zusammenkunft. Ziele der Organisation sollten auf der einen Seite die Durchsetzung der Ideale der Aufklärung und die Emanzipation der preußischen Juden, auf der anderen Seite die gegenseitige Unterstützung der Mitglieder in Fällen von Krankheit, Armut, Arbeitslosigkeit und Tod sein. Die Arbeit stellte unter das Motto Moses Mendelssohns, des Begründers der Berliner jüdischen Aufklärung (Haskala), voran: „Nach Wahrheit forschen, Schönheit lieben, Gutes wollen, das Beste tun.“

Zwar gab es im Rahmen der Berliner Jüdischen Gemeinde bereits eine Reihe älterer Organisationen, z. B. eine Beerdigungs-Gesellschaft (Chewra Kaddischa) und einen Brautausstattungsverein. Die *Gesellschaft der Freunde* jedoch war der erste Verein, der den Berliner jüdischen Aufklärern (Maskilim) eine Plattform bot, von der aus sie sich kritisch mit überkommenen Traditionen wie dem Brauch der frühen Beerdigung auseinandersetzen konnten, der erste, der seine Geschäfte und Verhandlungen vollkommen in deutscher Sprache durchführte und in welchem die Mitglieder durch regelmäßig stattfindende Vollversammlungen und freie, gleiche und geheime Wahlen demokratische Verhaltensweisen einübten.

Alle jüdischen Vereinsgründungen in Berlin während der folgenden Jahrzehnte orientierten sich am Beispiel dieser Organisation. Einige verfolgten ähnliche Ziele, z. B. die *Gesellschaft Magine Reim* (gegr. 1804) und der *Brüderverein* (gegr. 1815). Andere, wie die *Gesellschaft zur Beförderung der Industrie un-*

ter den Juden im Preußischen Staate (gegr. 1812) und der *Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden* (gegr. 1819), wurden von Mitgliedern der *Gesellschaft* mitbegründet, die ihre Vereinserfahrungen damit auf andere Felder des gesellschaftlichen Engagements übertragen. Die *Gesellschaft der Freunde* war zu einem Prototyp des modernen jüdischen Vereinswesens geworden. In den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens setzte sich die *Gesellschaft* innerhalb der jüdischen Gemeinde intensiv für Reformen im Sinne der Aufklärung ein und wurde so politisch tätig. In den 1810er Jah-

ren, nach dem preußischen Judenemanzipationsedikt 1812, der nach 1815 einsetzenden Restauration und den antijüdischen Hep-Hep-Krawallen 1819, verschob sich das Gewicht auf den gesellschaftlichen Bereich. Das Haus der *Gesellschaft der Freunde* nahe dem Alexanderplatz wurde zu einem Zentrum des jüdischen Berlins, mit Kultur-, Vergnügungs- und Bildungsveranstaltungen, zu einem Ort, an dem sich auch andere Vereine mit ähnlichen Zielen der Wohltätigkeit oder Kulturarbeit versammelten. Der sich tiefgreifend wandelnden jüdischen Identität wurde damit – sowohl organisatorisch als auch stadtopographisch – ein Raum geschaffen.

In den Jahren bis zur Bildung des Deutschen Kaiserreichs 1871 fand ein ständiger sozialer Aufstieg der Mitgliedschaft der *Gesellschaft der Freunde* statt. War der Verein von aufklärerischen Junggesellen, die wirtschaftlich in ungesicherten oder abhängigen Verhältnissen standen, gegründet

worden, so mehrte sich bald der Anteil von jungen Bankiers, Kaufleuten und Industriellen, die eigene Unternehmen aufbauten und zum Erfolg führten. Diese Entwicklung setzte sich über mehrere Generationen hinweg fort und mündete schließlich in der dritten Phase des Wirkens der *Gesellschaft*. Zur Zeit des Kaiserreichs und der Weimarer Republik war dieser Verein das inoffizielle Zentrum des in Berlin ansässigen führenden deutschen Finanz- und Wirtschaftsbürgertums jüdischer Abstammung. Die Spitzen von Großunternehmen wie Ullstein, AEG, Deutsche Bank oder Agfa, Familien wie die Mendelssohns, die Rathenaus und die Mosses waren hier versammelt. Zudem stieg, wenn auch langsam, der Anteil der Mitglieder, die keinen jüdischen Hintergrund besaßen: Hjalmar Schacht, Hans Luther, Friedrich Reinhart und Carl Friedrich von Siemens sind die prominentesten Beispiele für diesen deutlichen Schritt in die Richtung einer deutsch-jüdischen Integration im Bereich der Wirtschaft.

Das Verbot der *Gesellschaft* durch die Nationalsozialisten 1935 widerspiegelt die Zerschlagung des jüdischstämmigen Wirtschaftsbürgertums. Die Schicksale der ehemaligen Mitglieder nach 1933 waren vielfältig: Neben Emigration und Neuanfang im Ausland stehen der Tod in Gefängnissen und Konzentrationslagern ebenso wie das – immer bedrohte – Überleben im feindlichen Deutschen Reich. Der erfolglose Versuch ehemaliger Vorstandsmitglieder in den 1950er Jahren vor einem Berliner Wiedergutmachungsausschuss, das Vermögen des Vereins rückübertragen zu bekommen, beendete die Geschichte dieses Vereins.

Die *Gesellschaft der Freunde* verkörpert wie keine andere Organisation den gesamten Prozeß von Emanzipation, Akkulturation und Zerschlagung des deutschen Judentums. Die Dissertation wird insbesondere zur Frühgeschichte des jüdischen Vereinswesens, zur Topographie des Berliner Judentums im 19. Jahrhundert und zur inoffiziellen Selbstorganisation des deutsch-jüdischen Wirtschaftsbürgertums liefern.

Weitere Informationen sind im Internet unter www.gesellschaftderfreunde.de oder www.panwitz.de zu finden.

Sebastian Panwitz



Sebastian Panwitz: geboren 1972 in Bautzen, Studium der Neueren und Neuesten Geschichte sowie der Europäischen Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin, M. A. 1999. Seit 2000 Angestellter der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Mitarbeiter der Arbeitsgruppe „Berliner Klassik“. Doktorand bei Prof. Schoeps und bei Prof. Demps, Humboldt-Universität. Seit 2001 Kollegiat im Graduiertenkolleg „Makom“. Im August 2001 wurde er Ignatz-Bubis-Stipendiat der Friedrich Naumann Stiftung.

Reise durch Galizien

Im heißen Juli führte eine Exkursion Lehrende und Studierende der Potsdamer Jüdischen Studien in die Ukraine. Nach einem interdisziplinären Seminar, das sich mit der Kulturgeschichte von Galizien, Podolien und Wolhynien, mit der Geschichte und den Legenden des Chassidismus und mit der in dieser Region entstandenen jiddischen Literatur beschäftigte, wurde die Reise zu einer Herausforderung: Neben der



ohel (Zelt) des Baal Schem Tzwo in Miedziboz

„Spurensuche“ in Geschichte und Erinnerung stand auch eine Begegnung mit der neuen Gegenwart auf der Tagesordnung.

Der Bug gehört zu den ruhigen Flüssen. Von einer kleinen Anhöhe oberhalb des Tales, das sich der östliche Bug – ukrainisch weich gesprochen wie Buch – gegraben hat, erfasst der Blick eine überschaubare Landschaft: Trauerweiden, Schilf, Storchpaare. Die Gebäude einer alten Mühle am Ufer spenden der Dorfjugend von Braclaw, die ihren Nachmittag am Wasser verbringt, warmen Schatten. Auf der Anhöhe liegt ein alter jüdischer Friedhof. Das ist ein Bild.

Kein falsches Bild; so hat es ausgesehen, zahlreiche Fotos können es dokumentieren. Aber es ist auch ein Bild, das wir hierher mitgebracht haben: So soll es aussehen, so haben wir es in den Büchern gefunden. Historische Überlieferung und literarische Vermittlung haben diese Landschaft in unseren Vorstellungen zu einem Bild geformt, das jetzt genau so vor uns liegt.

Einige ältere Grabsteine bezeugen die Vergangenheit einer großen jüdischen Gemeinde, sie stehen vereinzelt und krumm geworden auf der Spitze des Hügels. Im neuen Teil des Friedhofs bietet sich ein anderes Bild: Die schwarzen Steine tragen Porträts der Verstorbenen, auf den Mauern liegen Blumen. Die üblichen Symbole – die wir gelernt haben in der Vorbereitung, die man erwartet beim Besuch an einem solchen „Haus des Lebens“ (segnende Hände, Leviterkanne, Menora) – sind kaum zu sehen, statt dessen: Rote Sterne und Orden,

Zeugen der heldenhaften Taten junger Soldaten, oder Blumengirlanden und Gedichte. Sowjetische Juden, sagt man: Erst im Tod (wieder) in eine Zugehörigkeit verwiesen, die während des Lebens nicht gelten sollte, nicht gelten durfte; viele lebten in gemischten Ehen, viele waren systemtreu, der Religion jedenfalls entfremdet, und etwas fremd wirkt auch die Erinnerung an sie. Hier. Am Abhang des Hügels wird ein ohel

gebaut, ein „Zelt“, unter dessen neuem Dach das Grab von Rabbi Nathan ruht, des Schülers, der dafür gesorgt hat, dass die Schriften dessen nicht verloren gehen, auf dessen Spuren die Gruppe reist.

Im Dorf zieht unser Begleiter Dokumente aus einem Stoffbeutel. Eine Urkunde aus dem Regionalarchiv bestätigt, wo wir uns befinden. Auch wer sich nicht intensiv mit der Geschichte des Chassidismus befasst hat, kennt wohl den Namen des Rabbi Nachman von Braclaw aus einer Sammlung populärer Geschichten, jiddisch meisjes geheißten. Hier hat er gelebt. Und nicht nur „hier“ in Braclaw irgendwo, sondern hier: in diesem kleinen Häuschen, in dem die eingestürzte Trep-



Gedenkstätte beim „Zwangs- und Durchgangslager“ Janowska bei Lemberg

pe zum Dachboden wie ein Haufen moderndes Elend auf dem Boden liegt; hier in diesem blau gestrichenen Zimmerchen, wo aufgeschlagene Psalmenbücher, Fotografien und angesteckte Teelichter vom Besuch seiner Anhänger zeugen.

In Lemberg, in der alten Synagoge, treffen sich die Mitglieder der Scholem-Alejchem-Gesellschaft und hören einem Vortrag von Alfred Schreier zu. Er ist einer der beiden letzten lebenden Schüler von Bruno Schulz, er war dabei, als der deutsche Regisseur Christian Geissler die verloren geglaubten Fresken auffand, und er teilte die Hoffnung, man könnte in Drohobyc, der Stadt der „Zimtläden“ und der Naphta-Bohrungen, ein ukrainisch-polnisch-jüdisches Kulturzentrum aufbauen und darin die Fragmente der verschiedenen Wahrnehmungen einer gemeinsamen Vergangenheit miteinander ins Gespräch bringen. Er empfindet die Abnahme der Wandbilder (in dem Haus des SS-Mannes, für den Schulz arbeitete; heute gehört es dem ehemaligen Parteisekretär des Ortes) als eine Enteignung seiner eigenen Geschichte. Junge ukrainische Künstler reagieren auf diese Aktion mit einer Ausstellung in Lemberg. An den Wänden der Galerie: zerfetzte Leinwände, herausgebrochene Fliesen, Farbreste. Dazwischen immer wieder das Porträt von Bruno Schulz, Satzsetzen aus seinen Texten.

Auch das ist Teil einer großen „Galerie der Wahrheit“, wie sie sich auf den Straßen Lembergs ausbreitet. Die Proteste der ukrainischen Studenten gegen die Amtsführung des Präsidenten Kutschma in Kiew, gegen die Vertuschung seiner vermuteten Rolle bei der Entführung und Ermordung des regimekritischen Journalisten Gongadse, haben zur Herstellung einer anderen, einer zivilgesellschaftlichen Öffentlichkeit geführt. Im Gefolge dieser neuen Veräußerung schließen sich andere Unzufriedene an: „Russifizierung ist ein Genozid an der Ukraine“, brüllt ein Plakat, auf dem eine traditionell gekleidete ukrainische Frau vom Stacheldraht der russischen Sprache gewürgt wird. Man ist tatsächlich versucht, die Beschreibungen Alfred Döblins aus dem Jahr 1925 heranzuziehen, um die inneren Spannungen des Landes zu begreifen – und man wird damit scheitern. So gut der Text ist, in dem Döblin die Straße der Legionen zum Schauplatz erregter Debatten über die Zukunft der Stadt zwischen den ukrainischen, polnischen und jüdischen Ansprüchen zeichnet, so sehr weist er eben auch in ein Gestern oder Vorgestern. Heute heißt der Platz „Freiheit“ – und welche Freiheit damit gemeint ist, muss die ukrainische Gesellschaft entscheiden.

Joachim Schlör

Von MMA bis MMZ

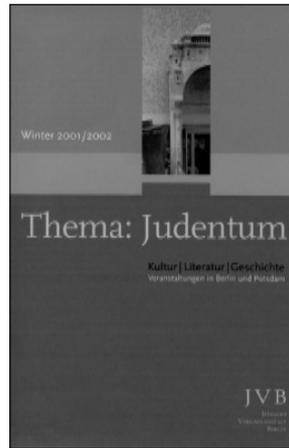
Notizen - Veranstaltungen - Bücher

Die Gesellschaft für Geistesgeschichte, der Arbeitskreis Historische Jugendforschung und die Bundeszentrale für politische Bildung veranstalten vom 01. bis 03. November 2001 ein wissenschaftliches Symposium mit dem Thema „100 Jahre Wandervogel. Geschichte – Deutung – Wirkung“. Die Konferenz, die in Verbindung u.a. mit dem Moses Mendelssohn Zentrum organisiert wird, wird im Gymnasium Steglitz in Berlin stattfinden. Den Eröffnungsvortrag hält Prof. Dr. Ulrich Herrmann von der Universität Ulm zum Thema: „Der Wandervogel und die Jugendbewegung im geistes- und kulturgeschichtlichen Kontext vor dem Ersten Weltkrieg“. Weitere Informationen erhalten Sie bei Herrn Dr. Gerber unter der Telefonnummer 0331-9771036.

Gemeinsames Vorlesungsverzeichnis der Berliner und Potsdamer Universitäten zum Thema „Judentum“

Zum ersten Mal werden in diesem Wintersemester mit dem in der Jüdischen Verlagsanstalt Berlin erscheinenden Vorlesungsverzeichnis „Thema: Judentum“ (DM 4,50) Lehr- und Kulturveranstaltungen zu Jüdischen Studien, Antisemitismusforschung und angrenzenden Gebieten an den verschiede-

nen universitären und außeruniversitären Einrichtungen Berlins und Brandenburgs zusammengefasst. Es enthält Veranstaltungen an der Freien Universität Berlin, der Humboldt-Universität zu Berlin, der Technischen



ISBN 3-934658-27-X

nen Überblick über die Breite des Angebots und Orientierungshilfen für vertiefende Informationen. Sowohl Studierende als auch am Judentum Interessierte finden in diesem Veranstaltungskalender einen Einblick in das Angebot zum Thema sowie Informationen über Institutionen, deren Zielsetzungen und Aufgaben.

Das Vorlesungsverzeichnis, das vom Moses Mendelssohn Zentrum und dem Institut für Kulturwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin erstellt wurde, ist ein erster Schritt zur Vernetzung der sich mit diesem Themenkomplex befassenden Einrichtungen. Es soll in den kommenden Semestern fortgesetzt und erweitert werden.

Fellows und Lehrbeauftragte im Studiengang Jüdische Studien an der Universität Potsdam im Wintersemester 2001/02

Dr. Fabio Oliveri aus Palermo, Sizilien, lehrt am Istituto Siciliano di Studi Ebraici. Im Wintersemester gibt er an den Universitäten München, Leipzig und Potsdam jeweils ein Blockseminar zur „Geschichte und Interkulturalität des Judentums und des Islam in Sizilien in den Jahren 827–1492“. In Potsdam wird Fabio Oliveri jeweils freitags (19.10., 26.10., 02.11., 09.11., 16.11.) von 11–15 Uhr lehren. Im Anschluss an das Wintersemester ist geplant mit den Studierenden aller drei Universitäten eine Exkursion nach Sizilien durchzuführen, um die in den Seminaren erarbeiteten Ergebnisse am authentischen Ort nachzubereiten. Nähere Informa-

tionen dazu werden noch bekannt gegeben. Prof. Ashkenasi (FU Berlin) veranstaltet zum „Nahost-Konflikt. Chancen für eine Lösung“ ein Hauptseminar. Es findet als Block an folgenden Freitagen statt: 19.10., 26.10., 02.11., 09.11. Der Rabbiner der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Dr. Chaim Z. Rozwaski, wird eine Übung zu den „Speisegesetzen im Judentum“ veranstalten, die jeweils dienstags 09–11 Uhr im MMZ stattfindet. Frau Prof. Dr. Sybille Quack, Leiterin der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, konnte für das Wintersemester gewonnen werden jeweils dienstags von 17–19 Uhr im MMZ ein Hauptseminar zum Thema „Jüdische Frauen in Deutschland 1933–1939“ abzuhalten.

Frau Barbara Sapala (Universität Olsztyn), ist 2001/2002 DAAD-Stipendiatin am Moses Mendelssohn Zentrum, sie wird ein Proseminar zum Thema „Literatur als Appell. Zur Prosa Fanny Lewalds“ anbieten.

tionen dazu werden noch bekannt gegeben. Prof. Ashkenasi (FU Berlin) veranstaltet zum „Nahost-Konflikt. Chancen für eine Lösung“ ein Hauptseminar. Es findet als Block an folgenden Freitagen statt: 19.10., 26.10., 02.11., 09.11.

Der Rabbiner der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Dr. Chaim Z. Rozwaski, wird eine Übung zu den „Speisegesetzen im Judentum“ veranstalten, die jeweils dienstags 09–11 Uhr im MMZ stattfindet.

Frau Prof. Dr. Sybille Quack, Leiterin der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, konnte für das Wintersemester gewonnen werden jeweils dienstags von 17–19 Uhr im MMZ ein Hauptseminar zum Thema „Jüdische Frauen in Deutschland 1933–1939“ abzuhalten.

Frau Barbara Sapala (Universität Olsztyn), ist 2001/2002 DAAD-Stipendiatin am Moses Mendelssohn Zentrum, sie wird ein Proseminar zum Thema „Literatur als Appell. Zur Prosa Fanny Lewalds“ anbieten.

Veranstaltungen der

Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt

8.–11. November 2001

Reise durch das jüdische Sachsen-Anhalt
Veranstaltung in Zusammenarbeit mit der Landeszentrale für politische Bildung Magdeburg

7.–9. Dezember 2001

„Moses Mendelssohn und seine Auseinandersetzung mit der christlichen Leitkultur“

Veranstaltung in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie zu Berlin

Termin noch nicht benannt

„Juden und jüdische Geschichte in Deutschland“

Seminar mit der Heinrich Böll Stiftung und der AG Antifaschismus/Antirassismus im StudentInnenrat Halle

Weitere Veranstaltungen sind geplant, die genauen Termine stehen bislang nicht fest. Sie können sich bei Fragen zu den Veranstaltungen die Moses Mendelssohn Akademie unter der Nummer 03941-606710 wenden.

IMPRESSUM

Herausgeber:

Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam

Telefon: 0331-280940, Fax: 2809450
e-mail: moses@mmz.uni-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18

D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710, Fax: -606713
e-mail: mma-halberstadt@t-online.de

Redaktion:
René Schreiter

Dialog erscheint vierteljährlich

Verlag:
Union Aktuell GmbH
Ludwig-Erhard-Straße 7
D – 91052 Erlangen

Bankverbindung: Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00



Eröffnung des Behrend Lehmann Museums für jüdische Geschichte und Kultur in Halberstadt

Rede Salomon Korn's anlässlich der Eröffnungsfeier am 23. September 2001

Am 18. März 1669 zerstört ein von den Ständen gedungener Trupp Zimmerleute in einer Blitzaktion, unter dem Schutz von 50 Musketieren, die Synagoge von Halberstadt. Zur Ahndung des Eingriffs in seine Landeshoheitsrechte und des Missbrauchs seiner Soldaten verhängt der Große Kurfürst eine hohe Geldstrafe gegen die Stände, gestattet den Juden aber nicht den Aufbau einer neuen Synagoge. Erst Friedrich I. erteilt 1709 dem Hoffaktor Jisachar Bermann, bekannt als königlich-polnischer Resident Behrend Lehmann, die Erlaubnis, eine Synagoge zu bauen. Wegen der enormen Schuldenlast der Gemeinde, entstanden durch hohe Steuern, welche an König, Staat, Bürgerschaft, Ritterschaft und Geistlichkeit zu bezahlen waren, errichtet Bermann eine große Synagoge auf eigene Kosten. 1712 wird sie geweiht. Bis ins 19. Jahrhundert hinein gilt diese Synagoge als „einer der vorzüglichsten israelitischen Tempel in ganz Deutschland“.

Wer waren die „Hoffaktoren“, unter denen Behrend Lehmann besonders herausragt?

Ihr Aufstieg beginnt nach dem Dreißigjährigen Krieg, als die Grenzen zwischen Adel und Bürgertum allmählich durchlässiger werden. Der fast ausschließlich auf Bestellung und Ausbeutung seines Grundbesitzes angewiesene Adlige bedarf im Zeitalter des Frühkapitalismus der wirtschaftlichen und finanziellen Fähigkeiten des bürgerlichen Kaufmannes, um seine Wünsche nach Machtentfaltung und Repräsentation befriedigen zu können. Es ist der Versuch, die zunehmend schwindende ökonomische Macht mit politischen Mitteln zu bewahren. Zum rational durchdachten System von Herrschaftsmitteln, die sich der Landesherr bei Errichtung, Ausbau und Erhaltung seiner Machtmittel schafft, gehört in erster Linie die Institution des Hoffaktors.

Die gegensätzlichen Interessen zwischen Adel und bürgerlichen Ständen begünstigen reiche jüdische Kaufleute, die an keine Standesregeln gebunden sind, zu natürlichen „Verbündeten“ der götlichen und fürstlichen Lan-

desherren emporzusteigen. Sie schützen die von ihnen abhängigen Juden „gegen die Massen, welche die Zeche des Fortschritts zu zahlen hatten“. Mit dem Westfälischen Frieden beginnt in Deutschland und Österreich die klassische Zeit der jüdischen Hoffaktoren, Entrepreneurs, Hofagenten, Münzfaktoren und wie sie sonst noch genannt werden. In der



Dr. Salomon Korn, Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Frankfurt und Mitglied des Präsidiums des Zentralrats der Juden in Deutschland

zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gibt es kaum einen deutschen Staat, der nicht einen oder mehrere Hoffaktoren hält, von deren Unterstützung die Finanzen des Landes abhängen, so dass Hofjude und Hoffaktor identisch sind.

Hoffaktoren erhalten Münzprivilegien, beherrschen den Handel mit Edelmetallen, sind Großlieferanten in Juwelen und auch als Leibärzte an Fürstenhöfen zu finden. Als politische Agenten, Residenten, Konsuln und Legationsräte stehen Hoffaktoren in diplomatischen Diensten. Behrend Lehmann verhilft August dem Starken zur polnischen Königskrone, Leffmann Behrens finanziert die Erhebung seines

Herzogs zum Kurfürsten von Hannover, Jost Liebmann in Berlin die Krönung des ersten Preußenkönigs. Ohne die beträchtlichen Darlehen der Hoffinanziers hätten viele Bauvorhaben in den Residenzen nicht verwirklicht werden können. Selbst judengegnerisch eingestellte Herrscher wie Karl VI. und seine Tochter Maria Theresia vollendeten Bauten wie Schloss Schönbrunn und die Karlskirche mit Geldern ihrer Hofjuden. Der aristokratische Lebensstil des Barock mit seinen prachtvollen Festen war nicht möglich ohne die Gelder der Faktoren. Ihren Reichtum setzen sie nicht nur ein, um den Staatshaushalt, die stehenden Heere und Maitressen ihrer adligen Herren zu finanzieren. In vielen Fällen machen die Hoffaktoren ihren bedeutenden Einfluss zum Wohle ihrer meist sehr verarmten Glaubensgenossen geltend, indem sie bei ihren Schutzherren das Recht auf Ansiedlung von Juden und Bau von Schulen und Synagogen erwirken, oft sogar, wie Behrend Lehmann, selbst Synagogen bauen.

Diese herausragende Stellung wahren sie nur, solange sie ihrem Schutzherren nützlich sind. Andernfalls verlieren sie ihre Privilegien oder, wie im Falle des Joseph Süß Oppenheimer, ihr Leben. Auch Behrend Lehmann bleibt diese Erfahrung nicht gänzlich erspart. Geschäftliche Missgeschicke trüben seinen Lebensabend, bis er schließlich in Konkurs gerät. Zwar hält er seine Beziehungen zum sächsischen Hofe noch aufrecht, aber die Behandlung, die dem greisen Lehmann zuteil wird, ist nicht mehr vom früheren Wohlwollen getragen.

Als Lehmann 1730 in Halberstadt stirbt, gedenkt die jüdische Gemeinde seiner in großer Dankbarkeit. Neben der reich ausgestatteten Synagoge hinterlässt er ihr eine Betstube, ein Lehrhaus und eine mit Erlaubnis Friedrich I. 1696 in Frankfurt a.O. in über 5.000 Exemplaren gedruckte Talmudausgabe.

Nach dem Tod von Behrend Lehmann wirken zahlreiche bekannte Rabbiner in Halber-

stadt, das, vor allem durch die Rabbinerfamilie Auerbach, im 19. Jahrhundert zum sog. „Vorort“ der jüdischen Orthodoxie in Deutschland wird. Hier hat später der 1920 gegründete „Bund Gesetzestreuer Jüdischer Gemeinden Deutschlands“ ebenso seinen Sitz wie der „Gruppenverband der Agudas Jisrael-Landesorganisation“, dessen Waisenfonds sowie viele orthodoxe Vereine.

In einem 1926 in der Feuilleton-Beilage der Zeitschrift „Israelit“ (Nr. 12) abgedruckten Reisebericht schildert der Verfasser seine dreißig Jahre zurückliegenden Erinnerungen an Halberstadt: „In der jüdischen Pension in der Domstraße sah ich zum ersten Mal auf deutschem Boden junge Leute, die mit bedecktem Haupte zu Tische gingen, das Mal mit Kidusch einleiteten und mit jüdischen Gesängen verschönten. Meine Augen, meine Ohren glaubten, ein Wunder zu sehen und zu hören. Und wir blieben nach Tisch beisammen, beim Lernen, die Nacht hindurch, bis zum grauen Morgen. Es war ja die Schewuos-Nacht. Diese Nacht hatte mir den Glauben an Deutschlands Judentum wiedergegeben. Ich hörte wohl oft als Kind, daß sich zu einer bestimmten Minute in dieser Nacht der Gesetzgebung der Himmel spalte und ein großes Wunder geschehe. Ich habe als Kind stets nach dieser Minute gehascht, und es war mir doch nie gegönnt, ihrer wachend habhaft zu werden. Nun erlebte ich das Wunder, in der deutschen Stadt an der Scheide zwischen Nord und Süd, das Wunder der sich stets erneuernden jüdischen Kraft. Und tags darauf hörte ich in der schönen Synagoge, die mir damals so alt und so echt wie die in Kowno und Wilna vorkam, eine Predigt des greisen Rabbiners. Ich verstand sie vielleicht nicht im Einzelnen, aber das Ganze war verständlich. Es hieß: Lebendiges Judentum!“

Die Geschichte hat es gefügt, dass das Zentrum jüdischer Orthodoxie in Deutschland der Geburtsort jenes Mannes ist, dessen Namen als Synonym für die Reform des deutschen Judentums steht: Israel Jacobsohn – auch er ein Hoffaktor. Unter französischer Herrschaft wird im 1807 gebildeten Königreich Westfalen ein unter königlicher Kontrolle stehendes jüdisches Konsistorium gegründet. Es ist für alle, die Juden Westfalens betreffende religiösen Angelegenheiten – auch für Halberstadt – zuständig, seine Vorschriften sind bindend. Präsident des Konsistoriums wird Israel Jacobson, vormals einflussreicher Finanzagent am aufgelösten Hofe des Herzogs von Braunschweig. Jacobson vertritt den Standpunkt, dass nur tiefgreifende Neuerungen das Judentum vor der, im Gefolge der ersten Emanzipation einsetzenden Auflösung bewahren könnten. Einen wesentlichen Grund für diese Entwicklung sieht er im „verstockt-konservativen Teil“ des deutschen Judentums, das sich weiterhin an – nach seiner Ansicht – morsch gewordenen Religions- und Lebensformen klammert.

Deren Gebetsformen und Riten sind nach seinem, an christlichen Messen geschulten Verständnis vom „religiös würdigen“ Gottesdienst abstoßend und hässlich. So verfolgt er unablässig das Ziel, der Synagoge und dem Gottesdienst eine zeitgemäße, ansprechende Form zu verleihen, die sowohl auf Juden als auch auf Christen anziehend wirken sollte. In der Beseitigung aller äußeren Mängel des Gottesdienstes, der Verschönerung seiner Formen, sieht

Öffnungszeiten
des
Berend Lehmann Museums
in Halberstadt
Sonntag – Donnerstag
09.00–17.00 Uhr
Freitag
09.00–14.00 Uhr
*Führungen sind nach Anmeldung unter der
Telefonnummer 03941-606710 möglich.*

er einen Weg, das Judentum anziehender zu gestalten und den Auflösungsprozess aufzuhalten. Der Vorsitz im Konsistorium gibt Jacobson Gelegenheit, seine Reformvorhaben vom grünen Tisch aus, teilweise gegen hartnäckigen Widerstand von jüdischer Seite, durchzusetzen: jüdisch-religiöse Trauungen sind, nach französischem Vorbild, nur gültig, wenn sie zuvor von den zuständigen Zivilbehörden vollzogen werden; für Mädchen und Knaben wird nach protestantischem Vorbild die obligatorische Konfirmation eingeführt, die Andacht in privaten Betstuben wird verboten, der Gottesdienst muss in einer einzigen, amtlich anerkannten Synagoge abgehalten werden, nach einer vom Konsistorium bindend vorgeschriebenen Gebetsordnung.

Auf dem Gelände der von ihm 1801 gegründeten Schule in Seesen weiht Jacobson 1810 den nach seinem Vater benannten „Jacobstempel“ ein. Zum ersten Mal wird in einer Synagoge Gottesdienst in deutscher Sprache mit deutschen und hebräischen Liedern sowie deutschem Chorgesang abgehalten – begleitet von den Klängen der ersten Orgel in einem jüdischen Gotteshaus in Deutschland. Ähnlich dem Protestantismus, der die deutsche Predigt anstelle der lateinischen einführt, um einer Verflachung des religiösen Sinnes vorzubeugen, beabsichtigt auch Jacobson, den religiösen Verfall des Judentums aufzuhalten, indem er die Synagoge verschönert und den Gottesdienst „deutsch“ ausrichtet. Darin sieht er ein wirksames Mittel, sich den „christlichen Glaubensnachbarn zu nähern“.

So ist die jüdische Geschichte Halberstadts mittelbar und unmittelbar mit den beiden großen religiösen Strömungen innerhalb des deutschen Judentums verbunden: der orthodoxen

und der liberalen. Das „Behrend Lehmann Museum für jüdische Geschichte und Kultur“ kann zukünftig auf einen reichern Fundus und einen weit gespannten Bogen deutsch-jüdischer Geschichte zurückgreifen. Der Facettenreichtum dieser frühen Emanzipationsgeschichte ist gerade hier sowohl geistig als auch geografisch zum Greifen nah. Die Bandbreite dieser wechselvollen Geschichte steckt das weite Feld ab, auf dem das „Behrend Lehmann Museum“ zukünftig forschen kann und forschen sollte.

1994 wurde im Staatsvertrag zwischen dem Land Sachsen-Anhalt und der jüdischen Gemeinschaft eine institutionelle Förderung für das Synagogenmuseum Gröbzig vereinbart. Seither sind weitere bedeutende jüdische Einrichtungen wie z. B. das Moses-Mendelssohn-Zentrum Dessau, die 1790 von Erdmannsdorf erbaute Synagoge im Wörlitzer Park und das bedeutsame Halberstädter Bauensemble mit „Klaussynagoge“, Rabbinerseminar, Moses-Mendelssohn-Akademie, restaurierter Mikwe, Kantorhaus und dem heute zu eröffnenden „Behrend Lehmann Museum“ hinzugekommen. Diese wichtigen Einrichtungen sind bisher noch nicht in den Staatsvertrag aufgenommen.

Für die jüdische Gemeinschaft in Deutschland, vor allem aber für die in den letzten Jahren gegründeten Gemeinden in den neuen Bundesländern sind diese Einrichtungen wichtige Bezugspunkte: zum einen Lernorte der Wissensvermittlung, zum anderen mögliche Kristallisationskerne der Identifikation und Integration und schließlich historisch-authentische Begegnungsstätten, an denen die Aneignung kulturhistorischer Grundkenntnisse in primärer Sinnlichkeit möglich ist.

Daher stelle ich ganz offen die Frage, ob es nicht an der Zeit sei, ein gemeinsames Dach für diese wichtigen Einrichtungen des Landes Sachsen-Anhalt zu errichten? Unter diesem sollte eine längst fällige Mitsprache der neu entstandenen jüdischen Gemeinschaft und gegebenenfalls auch anderer wichtiger gesellschaftlicher Gruppen möglich sein. Um es in aller Deutlichkeit zu sagen: Die aus den Orten jüdischer Erinnerung in Sachsen-Anhalt erwachsende Sinnstiftung sollte in einer kooperativen Landesstiftung münden und dauerhaft in dieser aufbewahrt sein.

**Moses Mendelssohn Akademie
Internationale Begegnungsstätte
Halberstadt**

Rosenwinkel 18
38805 Halberstadt

Telefon: 03941-606710
Fax: 03941-606713

Einladung zur Buchpräsentation

Potsdamer Wissenschaftler in Budapest

In der Veranstaltungsreihe der Brandenburgischen Landeszentrale für politische Bildung *nachLese. Das politische Buch*

findet die erste Veranstaltung am Mittwoch, dem 23. Januar 2001, um 18.00 Uhr in der Brandenburgischen Landeszentrale für politische Bildung in Potsdam, Haus 17, Heinrich-Mann-Allee 107 (Zufahrt über die Friedhofgasse, Ausgang Friedrich-Engels-Str. vom Hauptbahnhof Potsdam) statt. Parkplätze sind vorhanden.

Vorgestellt wird das Buch von Erika Herzfeld

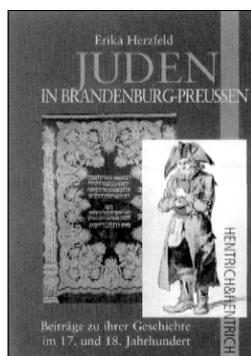
*Juden in Brandenburg-Preußen.
Beiträge zu ihrer Geschichte im
17. und 18. Jahrhundert*

hrsg. von Irene Diekmann und Hermann Simon, vom Moses Mendelssohn Zentrum Potsdam und der Stiftung „Neue Synagoge Berlin - Centrum Judaicum“ das 2001 im Verlag Hentrich&Hentrich Berlin erschienen ist.

Anwesend sein werden die Autorin, die Herausgeber sowie die Verleger.

Erika Herzfeld beschäftigt sich seit Jahren mit preußischer Geschichte, vor allem mit der Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Immer wieder stieß die Autorin auf bisher unveröffentlichtes Material, das den Beitrag der Juden an diesem Aufschwung zeigte.

Anlässlich ihres 80. Geburtstages wurden in dem vorliegenden Band acht Aufsätze sowie bisher ein noch nicht publizierter Beitrag zusammengefaßt. Das Spektrum dieser Studien reicht von Moses Mendelssohn als Seidenmanufakturunternehmer über Isaak Levin Joel, der in Potsdam die erste Tapetenmanufaktur betrieb und sich der Förderung des Generals Taubentzen erfreuen konnte, bis zur Geschichte von Kaufleuten und deren Tätigkeit auf Mes-



sen und Märkten. Ebenso hervorgehoben werden muß der Beitrag über Levi und Moses Ulf, die aus Wesel stammend die erste Bandmühle in Charlottenburg einführten und damit das Textilgewerbe revolutionierten. Zeitlich wird in den Beiträgen das 17. und 18. Jahrhundert, geographisch wird neben Brandenburg bzw. Berlin und Kleve vor allem Hinterpommern beleuchtet.

Kenntnisreich und bestechend in der Quellenaufarbeitung erhält der Leser einen Einblick in eine interessante Thematik, die bisher nicht im Mittelpunkt der Forschungen und Veröffentlichungen stand.

Dr. Joachim Schlör, früherer wissenschaftlicher Mitarbeiter am Moses Mendelssohn Zentrum und jetzt am Lehrstuhl Neuere Geschichte II mit dem Schwerpunkt für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Potsdam, befindet sich während des Wintersemesters 2001/02 zu einem sechsmonatigen Forschungsaufenthalt am *Collegium Budapest*. Das *Collegium* wurde vor zehn Jahren auf Initiative von Wolf Lepenies, dem früheren Rektor des Wissenschaftskollegs zu Berlin, eingerichtet. Es ist ein „Institute for Advanced Studies“, das im letzten Jahr als „Centre of Excellence“ ausgezeichnet und als eine der führenden wissenschaftlichen Einrichtungen in Europa anerkannt wurde.

Die Grundidee der Instituterrichtung bestand darin, für die Wissenschaften und die Wissenschaftler/innen in Mittel- und Osteuropa den Anschluss an die internationale *scien-*

tific community (wieder) herzustellen. Das *Collegium Budapest* lädt sowohl individuelle Fellows als auch sogenannte „Focus Groups“ für sechs Monate oder ein ganzes Jahr ein, stellt ausgezeichnete Arbeitsmöglichkeiten zur Verfügung, ermöglicht Kontakte zu ungarischen Kolleg/innen und bietet Raum für Vorträge, Workshops und grössere Konferenzen.

Die „Focus Group“, in der Dr. Schlör mitarbeitet, wurde von dem Soziologen Prof. Andras Kovacs (Central European University) gegründet. Sie trägt den Titel „Jews in Modern Europe“ und wird sich – ausgehend von Diana Pintos These vom europäischen Judentum als „dritter Säule“ neben Israel und den USA – mit verschiedenen Aspekten europäisch-jüdischer Geschichte und Gegenwart befassen. Teilnehmer sind unter anderem Diana Pinto (Paris), Jonathan Webber (Oxford), Ruth Wodak (Wien) und Zvi Gitelman (Michigan).

„Deutsches Kulturforum“ in Potsdam

Zunächst etwas unbemerkt hat im Frühjahr dieses Jahres das „Deutsche Kulturforum östliches Europa“ – kurz DKF – unter der Leitung

von Dr. Hanna Nogossek und dem stellvertretenden Direktor Dr. Hans-Jakob Tebarth seine Arbeit aufgenommen. So sollen nun, umgeben von Moses Mendelssohn Zentrum, Einstein Forum und dem Haus der Brandenburgischen Geschichte, vom Kabi-



Das Deutsche Kulturforum östliches Europa

netthaus am Neuen Markt Impulse für die Auseinandersetzung mit der deutschen Kulturtradition des östlichen Europas ausgehen, wobei das „östliche Europa“ alle Staaten und Regionen umfasst, die jenseits der heutigen Ost- und Südostgrenzen der Bundesrepublik Deutschland liegen und im Sinne eines gesamteuropäischen Raumes verstanden werden sollen.

Nachdem in diesem Jahr unter Leitung eines Aufbauteams von Kunsthistorikern, Germanisten und Historikern das Preußenjahr und dessen östliche Komponente von der Reihe des Jour fixe über Ausstellungen bis zur Tagung „Preußens vergessene Hälfte. Ostpreußen – Renaissance einer Kulturregion“ im Mittelpunkt des Interesses stand, sollen in den nächsten Jahren auch die deutsch-jüdische Kulturtraditionen in den Staaten Mittel- und Osteuropas näher in den Blickpunkt gerückt werden. Und was bietet sich da mehr an als eine verstärkte Zusammenarbeit mit dem Nach-

barn vis à vis, dem Moses Mendelssohn Zentrum, zumal dessen Direktor zu den Gründungsmitgliedern des Vereins zählt und dem

Haus bereits in vielfältiger Weise verbunden ist. So ist eine Kooperation auf der Projektebene ange-dacht, zum Beispiel eine Tagung über Lemberg im Jahr 2003, aber auch die auf den Weg gebrachte Stiftungsprofessur für jüdische Ge-

schichte mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kultur in Ostmitteleuropa stellt eine zukünftige Schnittstelle der Zusammenarbeit dar. Die Zusammenarbeit unter den Mitarbeitern der beiden Häuser scheint dabei noch deutlich ausbaufähig zu sein, doch vielleicht können gemeinsame Projekte auch hier Abhilfe schaffen und für mehr Teamgeist unter den Nachbarn am Neuen Markt sorgen. Und natürlich sind auch Studenten der jüdischen Studien bei den Veranstaltungen stets willkommen, um vielleicht auch einmal über den Tellerrand der jüdischen Kultur und Geschichte jenseits von Oder und Neiße zu blicken.

Weitere Informationen über das Haus, seine Konzeption und Projekte sind auf der Internetseite des Deutschen Kulturforums nachzulesen unter www.kulturforum-ome.de. Und vielleicht findet sich hier auch bald ein Link zum Moses Mendelssohn Zentrum.

Stephanie Kowitz

Potsdamer Waisenkinder als Manufakturarbeiter

Jüdischen Unternehmer und das große Militärwaisenhaus im 18. Jahrhundert

Am 1. November 1724 öffnete in der Residenzstadt Potsdam eine königliche Einrichtung ihre Tore, die in der folgenden Zeit wesentlich



Das Große Militärwaisenhaus zu Potsdam 1724–1952. Eingangportal in der Lindenstraße

zum ökonomischen Aufschwung der Stadt beitrug: das „Große Militärwaisenhaus zu Potsdam“. Der pietistisch geprägte König Friedrich Wilhelm I. gründete mit dem Militärwaisenhaus eine an den Franckeschen Stiftungen in Halle orientierte sozial-karitative Einrichtung, in der solche Kinder Aufnahme fanden, deren Väter im preußischen Heer dienten oder gefallen waren und deren Familien ihnen Unterhalt und Ernährung nicht gewährleisten konnten. Der in der Gründungsurkunde des Waisenhauses, dem „Königlichen General-Reglement“ von 1724, formulierte Zweck der Einrichtung bestand unter anderem darin die Zöglinge im Christentum, im Schreiben und im Rechnen zu unterrichten. Darüber hinaus aber sollte ein handwerklicher Beruf erlernt werden, mit dem sie später ihren Lebensunterhalt verdienen konnten. In diesem Sinne wurden die konfirmierten Knaben zu Handwerksmeistern in der Anstalt selbst bzw. in der Stadt zur Ausbildung gegeben. Ebenso wurden etwa 100–200 Mädchen und Jungen gleich nach der Gründung an Potsdamer Manufakturunternehmer vermittelt, um in deren Fabriken, beispielsweise der Gewehrmanufaktur, zu arbeiten und das entsprechende Handwerk zu

erlernen. Hierbei muss hervorgehoben werden, dass im Verständnis der Epoche die Beschäftigung von Kindern nicht als unmoralisch erachtet wurde, im Gegenteil die Erziehung zur „Industrialität“ gefördert werden sollte.

An der ökonomischen Entwicklung der Residenzstadt hatten jüdische Verleger und Fabrikanten einen bedeutenden Anteil. Unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. und seines Nachfolgers Friedrich II. wurden Juden königliche Privilegien gewährt, mit denen sie vor allem im Textilgewerbe in Potsdam Manufakturen errichteten. Die erste Samtmanufaktur auf preußischem Boden gründete 1730 der Schutzjude David Hirsch. Darin arbeiteten hauptsächlich ausländische Gesellen und Meister. Schnell jedoch erkannte Hirsch den Vorteil billigerer einheimischer Arbeitskräfte. Er schlug deshalb im Jahr 1731 in einer Eingabe an Friedrich Wilhelm I. vor, statt des „liederlichen und verlaufenen Volkes aus den fremden Staaten“ in seiner Samtmanufaktur künftig Landeskinder zum Nutzen des Staates anzulernen.

Diese Idee, die ganz der protektionistischen Wirtschaftspolitik des preußischen Absolutismus entsprach, nahm der Monarch äußerst wohlwollend auf. An die Direktoren des Potsdamer Waisenhauses erging am 1. November 1731 die Ordre, „der dortigen Sammetmanufaktur einige Kinder aus dem Waisenhaus zur Erlernung dieser Profession verabfolgen zu lassen.“ Die Hirschsche Manufaktur entwickelte sich in der Folge erfolgreich, schon 1733 liefen 15 Stühle.

Viele Samtmacher Potsdams folgten dem Beispiel Hirschs. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war es bei den ansässigen Meistern üblich, Kinder aus dem Waisenhaus für jeweils drei Jahre aufzunehmen und sie in der Samtproduktion anzulernen. Jüdische und christliche Unternehmer anderer Produktionszweige griffen diese Anregung ebenfalls auf und versuchten, die billige Arbeitskraft der Waisenhauskinder für die Industriearbeit zu nutzen.

Im Jahr 1743 eröffnete in den Räumen des Mädchenwaisenhauses, das sich zu dieser Zeit noch getrennt vom Knabenhaus befand, eine Klöppelfabrik, in der Brabanter Kanten gefertigt werden sollten. Den völlig unrentablen Betrieb übernahm 1749 der königliche Münzpächter und Hofjuwelier Veitel Heine Eph-

raim zusammen mit seinem Schwager Gumperts. Mit Genehmigung Friedrichs II. schloss er mit dem Waisenhausdirektorium einen vierzehnjährigen Kontrakt, laut dem Ephraim 200 Waisenmädchen sowie die notwendigen Räume im Waisenhaus erhielt. Er bildete die Kinder sieben Jahre lang im Spitzenklöppeln aus, wobei er den Mädchen nur in den letzten zwei Jahren Lohn zahlen mußte. Ephraim stellte auf Kosten der Waisenanstalt acht Lehrerinnen bzw. Faktoressen an; die Mädchen blieben bis zum Ende der Lehrzeit dort. Bei der Erneuerung des Vertrages gelang es Ephraim, der die Manufaktur inzwischen allein leitete, die Arbeitszeit der Mädchen noch weiter zu erhöhen, so dass sie zeitweise bis zu 35 Stunden wöchentlich in der Manufaktur verbrachten. Auch in der von ihm betriebenen Berliner Gold- und Silbermanufaktur waren eine Vielzahl an Waisenhauszöglingen mit Drahtziehen und Tressenklöppeln beschäftigt. Im Jahr 1769 standen in den acht Fabriksälen des Ephraim 352 Mädchen unter Vertrag. Auf Kosten der Gesundheit und der schulischen Erziehung der Kinder schuf Veitel Ephraim ein konkurrenzloses Unternehmen, dessen qualitätsvolle Produkte weit über Preußen hinaus berühmt waren.



René Schreiter: 1970 in Annaberg/Sachsen geboren, Studium der Geschichte und der Französischen Philologie in Potsdam, in Bordeaux/Frankreich und an der Duke University/USA, M.A. 1999. Seit April 2000 Doktorand und Projektmitarbeiter am MMZ; Dissertation zum Thema „Das Große Militärwaisenhaus zu Potsdam. Ein Kapitel preußisch-deutscher Erziehungsgeschichte“. Seit Januar 2001 Redakteur des „DIALOG“.

Ein ähnlicher Erfolg war dem Entrepreneur Isaac Joel beschieden, als er 1749 eine Ausnahmefabrik im Mädchenwaisenhaus gründete, in der weißes und buntes Tuch bestrickt oder ausgenäht wurde. Die Arbeitsbedingungen gestalteten sich ähnlich dem Ephraimschen Kontrakt: zwei Faktoressen lernten 100 Waisenhausmädchen an, die Lehrzeit betrug

Fortsetzung auf Seite 5

Jahrestagung der Gesellschaft für Geistesgeschichte „100 Jahre Wandervögel“

Die 100jährige Wiederkehr der Gründung des „Wandervogel“ war der *Gesellschaft für Geistesgeschichte* Anlass, im Rahmen eines wissenschaftlichen Symposiums in der historischen Aula des Gymnasiums Steglitz Fragen zum Verständnis der Gemeinschaftserfahrung jener jungen Generation, ihrer Suche nach dem „natürlichen Menschen“ und der Wirkung der daraufhin einsetzenden „Wandervogel“-Bewegung auf die deutsche Geistesgeschichte zu stellen.

Den drei großen Themenkreisen „*Zeitgeschichtliche Voraussetzungen*“, „*Das eigene Wollen: Der ‚neue Mensch‘ – der neue Lebensstil*“ und „*Utopie und Gesellschaft*“ ordneten sich die Beiträge der Referenten unter. Nachdem Prof. U. Herrmann (Ulm) in seinem Eröffnungsvortrag die „*Wandervogel- und Jugendbewegung im geistes- und kulturgeschichtlichen Kontext vor dem Ersten Weltkrieg*“ dem Publikum präsentiert hatte, standen am Freitag die Themen



F. Nietzsche als Prophet der Jugendbewegung (J.H. Ulbricht – Jena), *Ästhetische Reformbewegungen um 1900* (Prof. D. Kerbs – Berlin), der *Wandervogel im Kontext der Jugendpolitik des Wilhelminischen Kaiserreichs* (Prof. H. Scholtz – Berlin), die *neuen Kultur- und Geschlechterbeziehungen* (Prof. I. Klönne – Paderborn), *Jugendbewegung und Körperkultur* (Dr. B. Wedemeyer-Kolwe – Göttingen) und der *Geist der Jugendbewegung in ihren Liedern* (S. Krolle

– Osterholz-Scharmbeck) im Vordergrund, wobei der letzte Beitrag am Abend mit Chören, Gruppen und Solisten der Jugendbewegung eine Illustration *in praxi* erfuhr.

Am letzten Konferenztag sprachen Prof. N. Schwarte (Siegen) über *Kameradschaftlichkeit als Leitbild der Jugendbewegung* und PD Dr. H. Ullrich (Mainz) zur *Schulreform aus dem Geist der Jugendbewegung*, während Prof. J. Reulecke (Siegen) das *Selbstverständnis einer ‚jungen Generation‘* beleuchtete und Prof. R. Eckert (Trier) in seinem Schlussvortrag seine Sicht auf die *Utopie der Jugend* mit Blick auf *Kulturproduktivität und Kulturwandel* vorstellte.

Die sowohl unter horizontalem als auch vertikalem Aspekt auf Breite angelegte Konzeption versprach und bediente letztendlich wohl auch die Erwartungen des an allen drei Konferenztagen mit 250 bis 300 Besuchern reichlich vertretenen Publikums. Die stets lebhafteste Nachfrage zu

den vorgestellten Positionen, kontroverse und bestätigende Meinungen sowie auch das bereits im Vorfeld der Konferenz gegenüber den Veranstaltern geäußerte immense Interesse an diesem Thema bestätigte der *Gesellschaft für Geistesgeschichte*, auch auf ihrer 43. Jahrestagung wiederum ein wichtiges Zeitthema aufgegriffen und diskutiert zu haben.

Thomas Gerber

viereinhalb Jahre, von denen Joel drei Jahre lang keinen Lohn zahlen mußte.

Erst 1795 verlängerte die Waisenhausdirektion die Verträge mit den Fabrikanten im Interesse der Anstaltskinder nicht mehr. Im Zuge philanthropistischer Einflüsse in der Waisenhauspädagogik setzte sich unter den Verantwortlichen des Militärwaisenhauses die Überzeugung durch, den Mädchen und Jungen mit der Industriearbeit mehr zu schaden, wenngleich die Manufakturen der jüdischen Unternehmer der Prosperität des preußischen Staates dienten.

Am Beispiel des Militärwaisenhauses offenbarte sich zugleich das ambivalente Verhältnis der preußischen Könige gegenüber der Jüdischheit. Während einerseits einzelne jüdische Manufakteure mit Hilfe der billigen Arbeitskräfte hohe Gewinne erwirtschafteten, mußten die Juden, die in Preußen lebten, mit Zwangsabgaben zum Unterhalt des Potsdamer Waisenhauses beitragen. Friedrich Wilhelm I. befahl 1739 allen Juden in seiner Monarchie, dass künftig die Schutzgelder an die Rekrutenkasse dem Großen Militärwaisenhaus zugute kommen sollten. Darüber hinaus mußte jedes jüdische Paar, das beabsichtigte zu heiraten, die so genannten „Tauschein-Gelder“ an das Waisenhaus abführen. Hierbei war eine Summe von 10 Rtl. in Gold und 3 Rtl. 2 Gr. in Courant zu zahlen. Diese Abgabepflicht wurde erst 1812 mit dem „Emanzipationsedikt“ aufgehoben, die Staatskasse übernahm die Zahlungen an die Waisenhauskasse.

Quellen u. a.:

[August Zarnack,] *Geschichte des Königlichen Potsdamschen Militärwaisenhauses, von seiner Entstehung bis auf die jetzige Zeit, hrsg. zur 100jährigen Stiftungsfeier der Anstalt, Berlin 1824.*

Selma Stern, *Der preußische Staat und die Juden, Bde. II und III, Tübingen 1962 ff.*

René Schreiter

Internationale Tagung 2002 in Potsdam

Vom 12. bis 14. April 2002 veranstaltet das Moses Mendelssohn Zentrum in Kooperation mit dem Institut für Allgemeine und Vergleichende Literatur der Freien Universität Berlin eine internationale Tagung unter dem Titel „Karl Wolfskehl – Leben und Werk“.

Der Dichter, Essayist und Briefautor, der Sammler, Herausgeber und Übersetzer Karl Wolfskehl (1869-1948) verkörpert wie kaum

ein anderer seiner Generation die deutsch-jüdische Symbiose in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Als „jüdisch, römisch, deutsch zugleich“ hat sich Wolfskehl – unter Einbeziehung der abendländischen Tradition – selbst bezeichnet, und dieser Charakterisierung entsprachen sein Selbstverständnis wie gewichtige Teile seines literarischen Werkes, zumal in der Emigration, die für ihn unmittelbar nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten im Frühjahr 1933 begann. Daneben kann Wolfskehl aber auch als Repräsentant des deutschen Bürgertums und der Intellektuellen in der beginnenden Moderne gelten: mit seiner umfas-

senden Bildung, seinem intellektuellen Netzwerk und der Verkörperung des Typus‘ des Privatgelehrten.

Die Tagung, in ihrer Größenordnung die erste Wolfskehl gewidmete seit über zwanzig Jahren, wird nicht nur die internationale Forschung zusammenbringen und einen aktuellen Blick auf sein Gesamtwerk ermöglichen, sondern auch einen bedeutenden Beitrag dazu leisten, Karl Wolfskehl in die Kulturgeschichte Deutschlands des 20. Jahrhunderts zu reintegrieren.

Von MMA bis MMZ

Notizen – Veranstaltungen – Bücher

Berlin ist eine junge Stadt, aber auch eine Stadt mit ereignisreicher Geschichte. Welche Geschehnisse Deutschland auch bewegten, sie nahmen meist in Berlin ihren Anfang.

Im Be.bra-Verlag erschien kürzlich eine von Julius H. Schoeps und dem Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz herausgegebener Text-Bild-Band zur Geschichte der Stadt Berlin. Das Buch dokumentiert anschaulich in Text und



ISBN 3-89809-031-0

Bild die Entwicklung Berlins vom Mittelalter bis zur wiedervereinigten Gegenwart. Acht Autoren widmen sich der Geschichte der Metropole, wobei eine Vielzahl unbekannter Bilder aus dem Besitz des Bildarchivs Preussischer Kulturbesitz und ihre ungewöhnliche Zusammenstellung in eigenen Bildgeschichten einen neuen Blick auf die Hauptstadt werfen. Der Band kostet im Buchhandel DM 68,00.

IMPRESSUM

Herausgeber:

Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam

Telefon: 0331-280940, Fax: 2809450
e-mail: moses@mmz.uni-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18

D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710, Fax: -606713
e-mail: mma-halberstadt@t-online.de

Redaktion:

René Schreiter

Dialog erscheint vierteljährlich

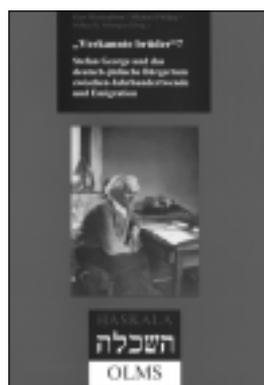
Verlag:

Union Aktuell GmbH
Ludwig-Erhard-Straße 7
D – 91052 Erlangen

Bankverbindung: Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00

Vom 12. bis 14. März 2000 veranstaltete das Moses Mendelssohn Zentrum eine Tagung unter dem Titel „Verkannte Brüder?“ Stefan George und das deutsch-jüdische Bürgertum zwischen Jahrhundertwende und Emigration“. Nun erschien im Olms Verlag der gleichnamige Tagungsband, herausgegeben von Gert Mattenklott, Michael Philipp und Julius H. Schoeps.

Die Beiträge dieses Bandes widmen sich erstmals ausführlich der Frage nach dem Verhältnis Stefan Georges (1868–1933) zum deutsch-jüdischen Bürgertum. Drei Themenbereiche untersuchen wesentliche Aspekte dieser Fragestellung: so werden Stefan George und sein Kreis vor dem Hintergrund des deutsch-jüdischen Verhältnisses im 20. Jahrhundert betrachtet, danach einige jüdische Mitglieder des Kreises porträtiert und schließlich wird die Diskussion und Rezeption Georges zwischen Antisemitismus und deutsch-jüdischer Symbiose außerhalb seines Kreises analysiert. Dabei er-



ISBN 3-487-11468-2

geben sich deutliche Differenzierungen, sowohl hinsichtlich Georges ambivalenter Stellung zum Judentum als auch der Wahrnehmung und Verortung seiner „geistigen Bewegung“ im historischen Kontext. Der George-Kreis als ein herausragendes Phänomen der deutschen Kulturgeschichte im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts scheint bestens geeignet, tiefgreifende Auskünfte über das deutsch-jüdische Verhältnis dieser Zeit zu geben. Das Buch ist im Buchhandel zum Preis von DM 68,00 erhältlich.

Das am 12. November 2000 eröffnete Abraham Geiger Kolleg, das erste Rabbinerseminar Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg (vgl. „DIALOG“ 4/2000) hat im Wintersemester 2001/2002 seinen Lehrbetrieb mit sieben Veranstaltungen an der Universität Potsdam aufgenommen. Die Koordination des Kollegs liegt nun bei Frau Dr. Anne-Margarete Brenker, bei der unter der Nummer 030-3226766 nähere Informationen über das Rabbinerseminar erfragt werden können.

Veranstaltungen der

Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt

im 1. Halbjahr 2002

03. März, Klaussynagoge
Sammy Gronemann: Ein Traum. Aufführung des Purimspiels durch SchülerInnen des Martineums HBS

06. März, Klaussynagoge
Dr. Joachim Schlör, Uni Potsdam
Präsentation der Edition der „Erinnerungen von Sammy Gronemann“ anlässlich des 50. Todestages

01. Juni, Klaussynagoge
Rom Som – Lyrik und Lieder der Sinti und Roma Anita Awosusi begleitet von Romeo Franz und Unge Schmitt.
Das Bild der Roma und Sinti in Kinder- und Jugendmedien in Kooperation mit dem Dokumentationszentrum der Sinti und Roma Heidelberg

Ausstellungen

bis 27. Januar, Klaussynagoge
Jüdische Porträts. Dirk Vogel: Fotoarbeiten

03. Februar–07. März, Tordurchgänge zum Synagogengrundstück
Passagen: Lichtinstallationen, Gudrun Wassermann

03. März–15. Mai, Klaussynagoge
„Erinnerungen eines Jecken“: Präsentation anlässlich des 50. Todestages von Sammy Gronemann

12. Mai–30. Juni, Berend Lehmann Museum Mikwenhaus
Aufstand der Anständigen. Quo vadis Austria? Georg Chaimowicz: Zeichnungen

31. Mai–14. Juli, Klaussynagoge
Jewels. Giorgio Hupfer: Glasinstallationen

Bei Fragen zu den Veranstaltungen können Sie sich an das MMZ unter der Telefonnummer 0331-2809412 oder an die Moses Mendelssohn Akademie unter der Nummer 03941-606710 wenden.